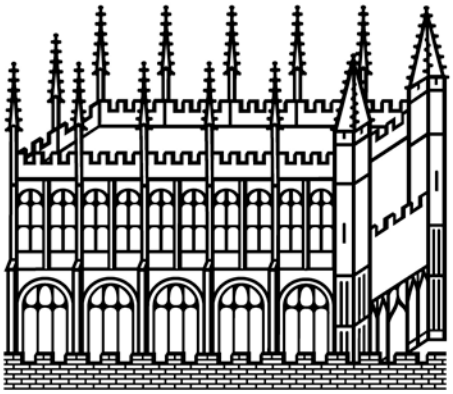


Bodleian Libraries

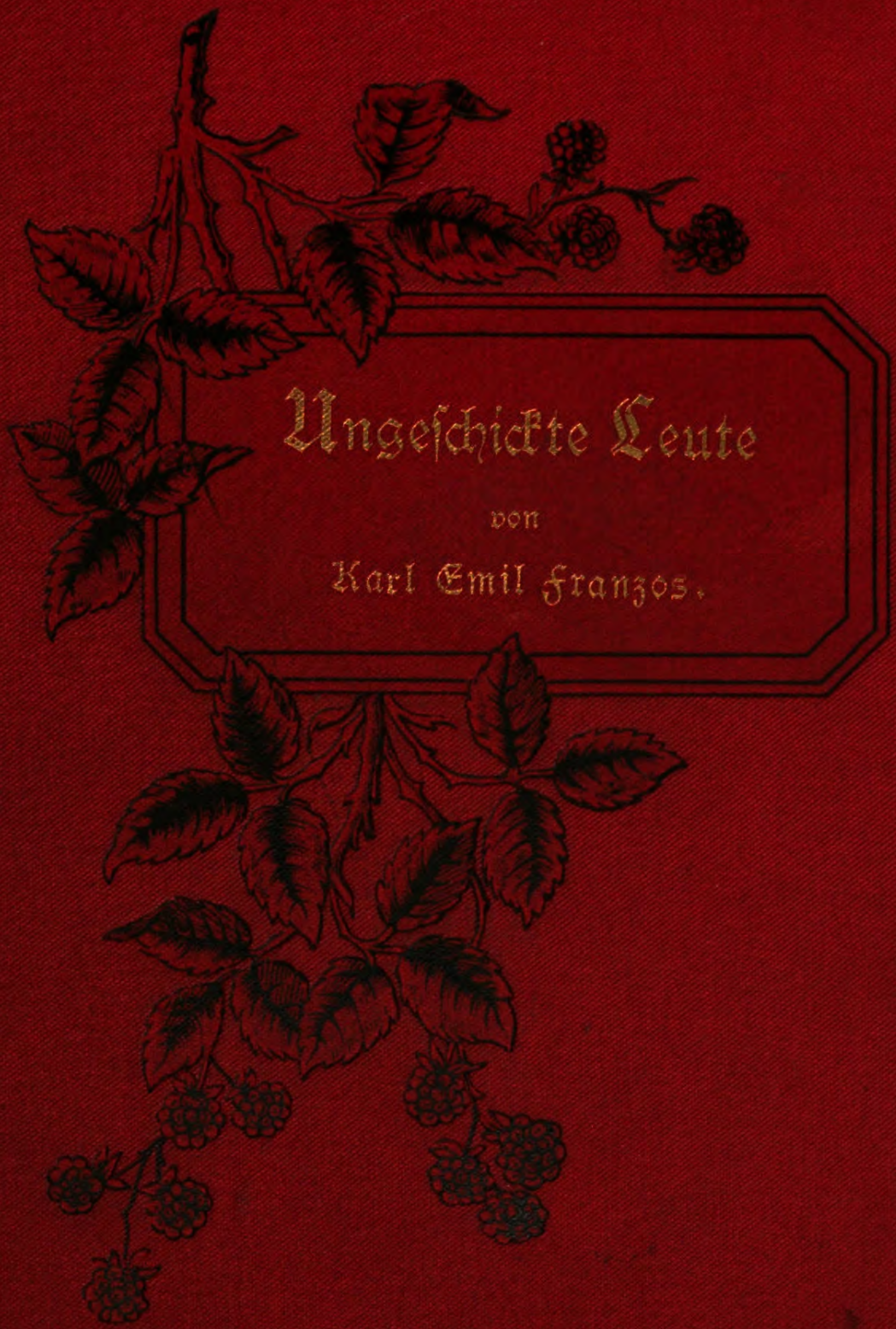
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



Ungeschickte Leute

von

Karl Emil Franzos.

✓

~~257 c 14~~

HN 839 A. 1

REF. G. 13901

1896

Werke von Karl Emil Franzos.

Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland u. Rumänien. 2 Bände. Dritte umgearb. u. verm. Aufl. (A. u. d. Titel: **Halb-Asien.** Land u. Leute des östlichen Europa. I. u. II. Band.) Gr. 8°. Geh. *M.* 10,—, geb. *M.* 12,60.

Inhalt: Einleitung. — I. **Aus Galizien.** Der Aufstand von Wolowce. — Der Richter von Biala — Wladislaw und Wladislawa. — Schiller in Barnow. — Jüdische Polen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei. — II. **Aus Süd-Rußland:** Im Hafen von Odessa. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Nikolaj Pawlow. — III. **Aus Rumänien:** Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernanten und Gespielen. — Todte Seelen. — IV. **Die k. k. Reaction in Halb-Asien:** Kossuthjagden. — Allerlei Hochverräther. — Der lateinische Kanonier. — V. **Aus der Bukowina:** Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Dniester und Bistrizza. — Ein Culturfest. — Die Leute vom wahren Glauben.

Vom Don zur Donau. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2 Bände. Zweite gänzl. umgearb. u. verm. Aufl. (A. u. d. Titel: **Halb-Asien.** Land u. Leute des östlichen Europa. III. u. IV. Band.) Gr. 8°. Geh. *M.* 10,—, geb. *M* 12,60.

Inhalt: Zur zweiten Auflage. — Markttag in Barnow. — Die Gezwungenen. — Mein Onkel Bernhard. — Martin der Rubel. — Die Litteratur der Kleinrussen. — Das Volkslied der Kleinrussen. — Taras Szewczenko. — Thodika. — Rumänische Sprüchwörter. — Aus Pest's Verbrecherhöhlen. — Der Ahnherr des Messias. — Die Kultur-Entwicklung in Halb-Asien.

Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2 Bände. (A. u. d. Titel: **Halb-Asien.** Land u. Leute des östlichen Europa. V. u. VI. Band.) Gr. 8°. Geh. *M.* 10,—, geb. *M.* 12,60.

Inhalt: Vorwort. — Der Geistertödter. — Der Bart des Abraham Weinkäfer. — Der Galilei von Barnow. — Der Fehlermacher. — Ein Zündhölzchen. — Namensstudien. — Volks- und Schwurgerichte im Osten. — Der deutsche Teufel. — Nathan der Blaubart. — Im Cheder. — Wunderkinder des Ghetto. — Ein Befreier des Judenthums. — Lateinische Mädchen. — Eine Unglückliche. — Frauenleben in Halb-Asien.

Die Juden von Barnow. Geschichten. 1 Bd. Fünfte, stark verm. Aufl. Gr. 8°. Geh. *M.* 5,—, geb. *M.* 6,40.

Inhalt: Der Shylock von Barnow. — Nach dem höheren Gesetz. — Zwei Retter. — Das Kind der Sühne. — Esterka Regina. — Der wilde Starost und die schöne Jütta. — Baron Schmule. — Das Christusbild — Ohne Inschrift.

Junge Liebe. Novellen. Vierte verm. Aufl. 1 Band. Min.-Ausg. Geh. *M.* 3,—, geb. *M.* 4,—.

Inhalt: Die braune Rosa. — Die Hexe. — Die Vettern von Brandenegg.

Moschko von Parma. Erzählung. 1 Band. Zweite Aufl. Gr. 8°. Geh. *M.* 5,—, geb. *M.* 6,40.

Stille Geschichten. 1 Band. Zweite Aufl. Gr. Oktav-Ausg. Geh. *M.* 5,—, geb. *M.* 6,—. Dritte Aufl. Min.-Ausg. Geh. *M.* 5,50, geb. *M.* 7,50

Inhalt: Die Locke der heil. Agathe. — „Sophie!" — Friedrich v. Schiller. — Der Hiob von Unterach. — Es liegt in der Luft. — Unser Hans.

Ein Kampf um's Recht. Roman. 2 Bände. Dritte Aufl. Gr. 8°. Geh. *M.* 10,—, eleg. geb. *M.* 12,—.

Mein Franz. Novelle in Versen. 1 Bändchen. Min.-Ausg. Geh. *M.* 1,50, geb. *M.* 2,50.

Der Präsident. Erzählung. 1 Band. Zweite Aufl. Gr. 8°. Geh. *M.* 6,—, geb. *M.* 7,20.

Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung. 1 Band. Zweite Aufl. Gr. 8°. Geh. *M.* 5,—, geb. *M.* 6,40.

Tragische Novellen. 1 Band. Gr. 8°. Geh. *M.* 6,—, geb. *M.* 7,20

Inhalt: Melpomene. — Der Stumme.

Die Schatten. Erzählung. 1 Band. Zweite Aufl. Gr. 8°. Geh. *M.* 6,—, geb. *M.* 7,50.

Judith Trachtenberg. Erzählung. 1 Band. Vierte Aufl. Gr. 8°. Geh. *M.* 3,60, geb. *M* 5,—.

Der Gott des alten Doktors. Erzählung. 1 Band. Zweite Aufl. Gr. 8°. Geh. *M.* 3,—, geb. *M.* 4,20.

Der Wahrheitssucher. Roman. 2 Bände. Zweite Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—.

Ungeschickte Leute.

Ungeschickte Leute.

Geschichten

von

Karl Emil Franzos.

Zweite Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
1894.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
18 OCT 1929
OF OXFORD

Alle Rechte nach dem Geſetz vom 11. Juni 1870,
insbeſondere das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Inhalt.

	Seite.
Ein Irrtum (1887)	1
Koſſowiczs Rache (1892)	91
Das Zettelchen (1889)	111
Die Geheimniſſe einer kleinen Zeitung (1880)	153
Der Stern von Lopuſchna (1891)	203

Ein Irrthum.

In einem jener hohen, wenig eleganten Zinshäuſer der Reisnerſtraße in Wien, die dem Stadtpark zunächſt liegen, aber aus ihren Fenſtern keinen Ausblick mehr auf die ſchönen Anlagen gewähren, lebte zur Zeit, da dieſe erſt noch aus jungen Setzlingen und faſt ſchattenloſen Wieſen beſtanden, eine thatkräftige und in ihren Kreiſen wohlangeſehene Dame, die verwitwete Frau Katharina Knittl, Edle von Santa Lucia. Wie ſchon dieſer Name jedem Kundigen erzählt, war ihr Gatte ein kaiſerlicher Offizier höheren Ranges geweſen, der ſich ſeinen Adel im Kriege unter Radetzky erkämpft. Ein Puſterthaler Bauernſohn, hatte ſich Mathias Knittl durch Bravheit und Anſtelligkeit während der langen Friedenszeit zum Hauptmann, dann durch die Geiſtesgegenwart, mit der er einen günſtigen Zufall verwegen auszunützen verſtanden, am blutigen Tage von Santa Lucia zum Adeligen und Ritter des Thereſienordens, im Herbſt darauf in Ungarn

zum Major emporzuringen verſtanden. Kurz nachher war ihm auch ein lange vergeblich erſehntes Glück zugefallen; die Tochter ſeines Oberſten, welcher der vierzigjährige Leutenant bäuerlicher Abkunft einſt kaum im ſtillen nachzuſeufzen gewagt, hatte fünfzehn Jahre ſpäter dem adeligen Major ihre Hand gereicht. Daß das alternde Mädchen nur eben noch Spuren der einſtigen Schönheit aufwies, ſtörte ihn nicht, wie ſie an ſeinem derben, durch die Jahre und den Kriegsſturm nicht eben zarter gewordenen Tiroler Bauerngeſicht keinen Anſtoß nahm, und es war eine zärtliche und friedliche Ehe geweſen, der eine preußiſche Kugel bei Königgrätz ein Ende gemacht. An der Spitze ſeines Regiments — er war inzwiſchen zum Oberſten aufgerückt — war der Greis bei der Deckung des Rückzugs gefallen; er trug die Todeswunde vorn an der Bruſt, und ſein Name gehörte zu jenen, welche die gut geſinnten Oeſterreicher gerne im Munde führten, wenn ſie ſich in dem Elend jener Tage den Troſt gönnen wollten, daß über die kaiſerlichen Waffen ein unſägliches Unglück, aber keine Schmach hereingebrochen.

Frau Katharina hatte die Todesnachricht bereits am zweitnächſten Morgen, dem 5. Juli 1866 durch die Zeitung erhalten; kaum eine Stunde gönnte ſich die ſtarke Frau die Erleichterung, ihren Schmerz laut und

leidenſchaftlich auszuweinen, dann nahm ſie ihre harte Pflicht auf ſich, um fortan das Bewußtſein derſelben auch nicht auf Augenblicke zu verlieren. Sie richtete ſich auf, rief ihre beiden jungen, ſchlanken Töchter herbei, küßte ſie auf die Stirne und die verweinten Augen und ſagte dann kein Wort des Troſtes oder der Zärtlichkeit, ſondern nur: „Wir wollen die Trauerkleider herrichten!“

Drei Jahre vorher hatte ſie ihren Vater verloren, ihr eigenes Gewand ließ ſich alſo noch brauchen, hingegen waren die Mädchen inzwiſchen emporgewachſen; die ältere, Helene, zählte nun ſiebzehn, die jüngere, Anna, ſechszehn Jahre. Aber Frau Katharina nahm die Kleider entſchloſſen zur Hand und begann zu trennen, zu wenden und zu ſchneidern; „es muß gehen,“ ſagte ſie zuweilen vor ſich hin, und die Worte mochten ebenſo der Arbeit in ihrem Schoße gelten, wie dem Plane ihres künftigen Lebens, den ſie ſich während der Beſchäftigung mit Nadel und Schere ihrem Weſen gemäß ſcharf, beſtimmt und unerſchütterlich zurecht legte.

Endlich war das Werk ſo weit gediehen, daß ſie es den Töchtern überlaſſen konnte; ſie ſelbſt ging in das Kriegsminiſterium. Auf dem weiten Wege zur Stadt, — die Familie hatte damals die Oberſten-

wohnung in der Gumpendorfer Kaſerne inne — ſah ſie manche Szene des Jammers, die einem weicheren Gemüte das eigene Leid bis zur Faſſungsloſigkeit aufgerührt hätte, auch manchen empörenden Auftritt, der die Witwe des greiſen, für ſein Vaterland in den Tod gegangenen Soldaten wild erregen konnte; ſie ſchritt ſcheinbar unbewegt dahin, nur daß ihr ſtattliches, wohlgenährtes Antlitz ſtarr und totenbleich erſchien.

Auch im Miniſterium benahm ſie ſich gefaßt; nur als ſie in jenen Warteſaal gewieſen wurde, der zum Bureau des Auskunft gebenden Generals führte, und den großen Raum von ſchluchzenden, ſchwarzgekleideten Frauen und Mädchen erfüllt ſah, armen Witwen, wie ſie, verlaſſenen Waiſen, wie jene, welche ſie daheim bei der ärmlichen Flickarbeit gelaſſen, zuckte es in ihrem Antlitz, aber da gab ihr eine unangenehme Begegnung raſch die Kraft zurück. Die junge Witwe eines alten Generals, in eine neue, faſt kokette Trauerrobe gehüllt, eilte auf ſie zu, umarmte ſie und ſchluchzte: „Nun werden auch Sie mich verlaſſen, teure Freundin; Sie überſiedeln ja wohl in eine kleine Stadt!“

„Nein,“ erwiderte Frau Katharina kurz, aber freundlich, „wir bleiben in Wien; das iſt uns zum Glück möglich.“

Nach langem Harren endlich bei dem General vor-

gelaſſen, fragte ſie, ob es möglich ſein werde, die Leiche nach Wien bringen und hier beſtatten zu dürfen. Der alte Herr, auch ſonſt nicht der Gewandteſte und heute durch die unzähligen Bitten und Fragen, auf die er keinen Beſcheid wußte, vollends wirr geworden, atmete auf, weil darauf leicht zu erwidern war. Nein, ſagte er faſt freudig, weil die Leiche in Feindeshand geblieben. Und dem Zwange der Gewohnheit gehorchend, wie er ſie in dieſen traurigen Tagen angenommen, fügte er hinzu, der Staat werde für die Hinterbliebenen ſicherlich das Mögliche thun.

Die Witwe blickte ihn feſt an. „Das Mögliche, gewiß," erwiderte ſie. „Aber der Krieg endet unglücklich, der Staat wird große Laſten auf ſich nehmen müſſen, und ſo wird eben nur weniges möglich ſein."

Der alte Herr nickte eifrig, abermals ſichtlich ſehr erfreut. „Natürlich nur weniges!" beſtätigte er behaglich. — „Das iſt einmal eine vernünftige Frau," ſagte er zu ſeinem Adjutanten, nachdem ſich die Thüre hinter ihr geſchloſſen, „und ſie ſcheint auch einiges Vermögen zu haben."

Das gleiche Urteil fällten in den nächſten Wochen und Monaten auch alle Bekannten der Witwe; ſie ordnete ihre Angelegenheiten ruhig und beſonnen, erſuchte niemand um guten Rat und wies niemand ab,

der ihn freiwillig darbot, betonte dem Vertreter des Ärars gegenüber, als es ſich um die Witwenpenſion und den Erziehungsbeitrag für ihre Töchter handelte, mit Würde die Verdienſte des Gatten, ſuchte jedoch durch keine Thränen das Mitleid zu erwecken, durch keine Beſchwörung die raſche Regelung der Sache zu erflehen. Natürlich fehlte es an Stimmen nicht, die ihr dieſe Kaltblütigkeit verübelten und meinten, daß ſie den ſchmerzlichen Verluſt gar zu leicht verwinde. Aber man that ihr unrecht; ihr Herz war wund, ihre Seele von dumpfem, grenzenloſen Weh erfüllt, und kein anderes Unglück der Welt hätte ſie ſo tief treffen können, wie dieſes. Denn wohl hatte ſie ihrem Gatten einſt lediglich aus Vernunftgründen die Hand gereicht, aber der alte, knorrige Haudegen war allmählich der klugen, ſtarkwilligen Frau ſo teuer geworden und geblieben, wie nur irgend ein Romeo ſeiner ſchwärmeriſch angebeteten und kühn eroberten Julia.

Verſchiedene Gründe trugen dazu bei: ihre grenzenloſe Achtung vor ſeinem braven, grundehrlichen Weſen, ihre Selbſtkenntnis, die ihr ſagte, daß er das einträchtige Leben nur dadurch geſichert, weil er ihr in allem, was außerhalb ſeiner Pflicht lag, willig gehorcht, namentlich aber ihre Dankbarkeit, daß er ſie durch die Heirat einem Loſe entriſſen, das an ſich

traurig genug war, ihr jedoch nach ihrem Weſen und ihren Erfahrungen als das furchtbarſte hatte erſcheinen müſſen. Die Tochter eines bürgerlichen Offiziers, der ſeiner geringen Herkunft wegen trotz ſeiner Verwendbarkeit langſam emporgekommen und zudem in jungen Jahren die Unvorſichtigkeit begangen, aus reiner Neigung ein Mädchen aus gleichfalls bürgerlicher Familie zu ehelichen, das kaum die nötige Heiratskaution beſaß, hatte Katharina einſt alle Bitterniſſe des Schickſals ausgekoſtet, eine arme Offizierstochter zu ſein. Andere Mädchen durften ſich ſehr einfach kleiden; ſie aber und ihre ältere Schweſter Antonie hatten die Pflicht, die halben Nächte über der Kunſtſtickerei zu ſitzen, um ſich aus dem kargen, heimlichen Erlös die ſtandesgemäßen Fähnchen anſchaffen zu können. Andere brauchten auch nicht auf jedem Ball zu erſcheinen, wie es bei den Töchtern des Herrn Majors in der kleinen Provinzſtadt ſelbſtverſtändlich war, und während dieſen Glücklicheren die Mutter vor dem Ball höchſtens den Befehl gab, auf ernſthafte, wohlhabende Tänzer zu achten, unterließ es der Major, dem nach dem frühen Tode der Gattin dieſe Aufgabe zugefallen, niemals, auch vor der nutzloſen Thorheit zu warnen, einen jungen Kaufmann oder Gewerbetreibenden liebenswürdig zu finden.

Antonie hatte dies dennoch und mit Erfolg gewagt; ſie war nach hartem Kampfe mit dem Vater die glückliche Gattin eines Agramer Holzhändlers geworden; Katharina aber, die jüngere und ſchönere, ſchien thatſächlich nur paſſenden Männern, Offizieren und Beamten, zu gefallen; leider war keiner darunter, der es ernſt hätte meinen können oder wollen. So verging ihr in vergeblichem Hoffen, in mühſeligem, heimlichem Entbehren und äußerlichem Prunken Jahr um Jahr, verging die Jugend und die Schönheit und mit ihnen der Mut und die Freude am Leben. Schließlich gab es in dieſer armſeligen Bitternis nur noch einen Wechſel, jenen der Garniſonen, und auch dieſer bedeutete allmählich nicht einmal einen Wechſel in den Tänzern, da das verblühte Mädchen nur noch von den Offizieren des Regiments, das ihr Vater kommandierte, aufgefordert wurde. Wenn Katharina, von ſolchen Freuden heimgekommen, halb entkleidet vor ihrem Spiegel ſaß und in ihre verblühten Züge ſtarrte, hier ein Fältchen mit der Hand glatt ſtrich, dort das ſpitzer gewordene Oval befühlte, dann nahm ihr Antlitz einen überaus düſteren Ausdruck an; entſetzlich müde blickten die Augen vor ſich hin; ſie vergaß aller Vorſicht: die Furchen der Stirne traten immer deutlicher hervor, es mußte ein grauenhafter

Gedanke ſein, dem ſie nachſann, bis ſie ein dumpfes Geräuſch aus dem Nebenzimmer emporfahren machte; der greiſe Vater hatte ſeine Pfeife vor dem Schlafengehen zu Ende geraucht und klopfte ſie nun ſorglich aus. Nein, ſo lange er lebte, wollte ſie es nicht thun, gewiß nicht, aber wenn er geſtorben — da war es ja das klügſte, das einzige, was ihr blieb — wie verlockend hatte der Fluß zu ihr emporgerauſcht, als ſie nach dem Ball, das Herz voll unſäglicher Öde, neben ihm hingeſchritten . . .

Aus ſolchen Stimmungen, aus ſolcher Lage hatte ſie die Werbung ihres alten, einſt verſpotteten Anbeters erlöſt; der brave Mathias hatte ſie aus einer verhöhnten oder bemitleideten alten Jungfer zu einer glücklichen, reſpektierten Gattin und Mutter gemacht — und noch mehr, er hatte ihr mit dem Glück auch die Güte des Herzens wiedergegeben, daß ſie nun wieder friſch und unverbittert ins Leben ſchaute, wie einſt als Siebzehnjährige. Und ſo war ihr durch jene Kugel aus dem preußiſchen Hinterlader nicht bloß der Gatte geraubt worden, ſondern auch der einzige Wohlthäter ihres Lebens, dem ſie mit einer Dankbarkeit anhing, die viel leidenſchaftlicher war, als jede andere zärtliche Empfindung, die ſie ihm widmen konnte. Ach, ohne Abſchied war er von ihr ge-

gangen, und es war ihr kein Troſt geblieben, nicht einmal der, ſich auf ſeinem Grabe ausweinen zu dürfen.

Aber nicht bloß dieſer Schmerz machte die Tage der Witwe grau und ihre Nächte ſchlaflos, ſondern auch die Sorge um die Zukunft ihrer Kinder. Als ſie einſt, nach einjähriger Ehe, ihre Helene zur Welt gebracht, da hatte ſie das Antlitz der Neugeborenen mit Thränen betaut, an welchen ein bitteres Weh weit mehr Anteil gehabt, als das Mutterglück; damals war ihr noch ihr eigenes Mädchenſchickſal mit furchtbarer Deutlichkeit vor der Seele geſtanden und ſie hatte es wie eine Erbarmungsloſigkeit des Himmels empfunden, daß ihr heißes Flehen um einen Sohn unerfüllt geblieben. Später, in dem Maße, als jene Erinnerung an Kraft verloren, ihr Herz an Friſche und Glücksgefühl gewonnen, war auch dieſe Empfindung zurückgetreten, und als ihr bei der Geburt Annas die Wehmutter geſagt, daß es wieder ein Mädchen ſei, hatte ſie nur noch leiſe und flüchtig aufgeſeufzt. Es waren freilich nur eben arme Offizierstöchter, und der Vater ein greiſer Mann, aber jener gute, alte Gott, der ſie aus der verhöhnten „Schönheit“ der Lundenburger oder Czernowitzer Bälle zu einer der geachtetſten Damen der Wiener Geſellſchaft und ihren Mathias aus einem Tiroler Bauernknecht zum kaiſer-

lichen Oberſten und adeligen Herrn gemacht —, dieſer ſtarke Gott ſorgte gewiß auch für ihre Töchter, indem er ihnen brave, ſtandesgemäße Freier zuführte. Daß ſie, die Mutter, ihr Teil dazu beitragen müſſe, war ja ſelbſtverſtändlich; ſie ſorgte dafür, daß die Kinder, dem Fortſchritt der Zeit gemäß, eine beſſere Schulbildung genoſſen, als einſt ſie ſelbſt, und zur Einfachheit, zur Sparſamkeit und jeglicher Kunſt der Nadel hielt ſie ſie ebenſo eifrig an, wie einſt ſie durch ihre Mutter angehalten worden — das war aber auch das einzige, was ſie dazu thun konnte, ihre Zukunft zu ſichern. Denn wie ſie auch in den bitterſten, demütigendſten Stunden ihrer Mädchenzeit niemals daran gedacht, daß es anders um ſie ſtünde, wenn man ihr die Möglichkeit eines eigenen Berufes eröffnet, wenn man ſie nicht gezwungen hätte, einzig von dem Zufall den Inhalt für ein ſonſt nutzloſes Leben zu erhoffen, ebenſowenig kam ihr jetzt dieſer Gedanke bezüglich ihrer Kinder. Wohl hatte ſie ähnliches zuweilen gehört, aber als Unſinn verworfen, etwa als ob es ſich um das Gehen auf dem Kopfe handelte, ſtatt des gewohnten Einherwandelns auf den Füßen. Es waren eben Mädchen; ihr Glück, geheiratet zu werden, ihr Unglück, ſitzen zu bleiben. Auch lag es vollſtändig außerhalb des Kreiſes ihrer Vor-

ſtellung, jetzt noch irgendwie Vorſorge für dieſen, doch nicht ganz unmöglichen Fall zu treffen; vielmehr ſchien es ihre einzige Pflicht, alles aufzubieten, daß er unmöglich werde.

Das war nicht leicht; ſie wußte es. Nur Anna verſprach eine Schönheit zu werden, Helene war unhübſch und konnte es im beſten Falle ſo weit bringen, durch ihre Erſcheinung nicht zu ſtören — und beide waren ſo arm — außer den Zinſen der kleinen Heiratskaution, die einſt von Mathias und dem Vater Katharinens gemeinſam aufgebracht worden, hatte die Familie nur auf die winzige Penſion zu hoffen, welche die Pflicht des Staates, auf die gleichfalls unerheblichen Erziehungsbeiträge, die eine tauſendfach in Anſpruch genommene Gnadenſtiftung zu ſpenden hatte. Das Ausmaß beider Beträge ließ ſich durch Bitten und Vorſtellungen nur unweſentlich erhöhen; vielleicht auch gar nicht. Frau Katharina wartete, wie erzählt, ruhig ab. Das war ja auch nach den Verhältniſſen vorläufig das wirkſamſte Mittel, den Schein der Wohlhabenheit aufrecht zu erhalten. Kein falſcher Stolz bewog ſie hierzu, er war ihrer Natur fremd; auch nicht der echte, ſie hätte ihn aus Mutterliebe in ſich geknebelt und niedergerungen; aber

die Klugheit gebot ihr dies Verhalten, um den Hauptzweck ihres Lebens zu erreichen.

„Es muß gehen!“ war ſchon früher ihr Lieblingswort geweſen; nun glitt ihr vollends den Kindern gegenüber wie im Selbſtgeſpräch dieſer Satz unzählige Male über die Lippen. Sie wollte die künftigen Freier nicht täuſchen, ſondern nur eben ermöglichen, daß ſie ſich fanden. Darum mußte ſie in Wien bleiben; nicht allein ihr eigenes Geſchick, das ſie in der Reſidenz die glücklichen, in den Provinzſtädtchen die traurigen Jahre ihres Lebens hatte verbringen laſſen, legte ihr die Abneigung gegen die öden Neſter nahe, ſondern auch ihre Kenntnis von Welt und Menſchen. Nur in der großen Stadt konnte eine Familie unbeaufſichtigt ſo arbeiten und entbehren, wie es Frau Katharinen in ihrer Lage nötig erſchien. Auch gab es ja hier allein eine „Geſellſchaft“ in größerem Stil, einen Kreis, den ſie ohnehin hatte und nur zu erhalten brauchte. Die Stellung ihres Gatten hatte ihr die höheren Militär- und Beamtenſchichten geöffnet; darüber hinaus hatte ſie ſich durch Liebenswürdigkeit und rege Bemühung den Verkehr mit einigen Familien des Geburtsadels, der eben aufſchießenden Finanzariſtokratie, aber auch, weil es ſich hübſch machte, der gelehrten Welt zu

ſichern gewußt. Sie war in dieſen Kreiſen beliebt und angeſehen; aber ſie durfte ihnen dennoch nichts Unmögliches zumuten. Und eine Oberſtenwitwe, die in einem Proletarierviertel wohnte, die Leute von ihren Gnadengeſuchen an den Kaiſer unterhielt und niemand bei ſich ſah, war geſellſchaftlich eine Unmöglichkeit.

Darnach handelte ſie.

Schon der erſte Schritt war taktiſch meiſterhaft. Jene Häuſerzeile der Reisnerſtraße, wo Frau von Knittl ſich eingemietet, nachdem ſie die Amtswohnung hatte räumen müſſen, war nichts weniger als faſhionable, und die Mietzinſe billig, aber ſie lag zwiſchen zwei höchſt eleganten Stadtvierteln, den Metternichgründen, wo der alte Adel ſich anzuſiedeln begann, und dem Stadtpark, um den auf der Ringſtraße ein Börſenbaron nach dem andern ſein Palais erbaute. Die Reisnerſtraße mußte auf der Viſitenkarte jedem Kundigen einen vortrefflichen Eindruck machen. Und die Wohnung hatte noch einen anderen Vorteil: ſie lag unfern der damals noch als Univerſität benützten Jeſuitenhöfe; einzelne Zimmer fanden hier an den Studenten willige Mieter. Frau Katharina nahm ein ganzes zweites Stockwerk, möblierte den größten Teil in zweckmäßiger Weiſe und hatte ihn bald vollſtändig an Mann gebracht, ſo daß ſie ſelbſt umſonſt

wohnte und noch einen kleinen Überſchuß erzielte. Natürlich waren die Mietsräume von den ihrigen ſtreng geſchieden; die jungen Herren wußten kaum recht, bei wem ſie wohnten. Als eigene Wohnräume aber wählte Frau v. Knittl ein großes ſaalähnliches Gemach als Salon, ein etwas dunkles, aber heimeliges Hofzimmer als Speiſezimmer, und zwei enge düſtere Kammern als Schlafſtuben für ſich und ihre Töchter. Und nachdem ſie all dies geordnet, auch für billige, aber anſtändige ſchwarze Straßentoiletten geſorgt, machte ſie in Begleitung der Mädchen Beſuche bei allen Bekannten, um für die Kondolenzviſiten und teilnahmsvollen Briefe zu danken. Sie erklärte überall, daß ſie trotz der Trauer nicht darauf verzichten wolle, die Freunde in kleinerem Kreiſe ſchon im Laufe dieſes Winters bei ſich zu ſehen.

Das hieß mit anderen Worten: „Ihr dürft uns nur zu Bällen nicht laden.“

Es mußte gehen und es ging. Frau Katharina konnte ſich im nächſten Frühling mit Befriedigung ſagen, daß es ihr gelungen, die alten Beziehungen zu erhalten und neue zu knüpfen. Und wie ſie mit der Welt zufrieden war, ſo dieſe mit ihr. Die Abende im Knittl'ſchen Hauſe blieben den Freunden in angenehmer Erinnerung; ſelbſt ein ſcharfes Auge vermochte

die bittere Armut nicht zu gewahren. Mit welchen Empfindungen die Witwe den letzten Gaſt gehen ſah, wußte niemand; ſelbſt die Töchter ahnten kaum die Laſt der Schmerzen und Sorgen, die das Herz der Mutter drückten. Die ſtarke Frau bedurfte keiner Vertrauten; ſie brachte alles mit ſich ſelbſt ins reine, obwohl ſie ſich ſogar den Troſt der Thränen nur zuweilen gönnte.

Wenn ſie ſich in ſpäter Nacht vom Stickrahmen erhob und vergeblich auf ihrem Lager den Schlaf erſehnte, wenn vor ihr Auge das Bild des Toten trat, die kleine Sorge für den nächſten Tag, die große um die Zukunft, und ihre Lider ſich feuchteten im übergroßen Weh, ließ ſie den Thränen doch nur dann ihren Lauf, wenn die Ablieferung der Stickerei nicht drängte. Denn eine durchwachte Nacht machte ja die Augen am nächſten Tage für die feine, mühſelige und doch ſo kärglich bezahlte Arbeit untauglich.

So verſtrich das erſte, ſo das zweite und dritte Jahr ihres Witwenſtandes. Ihre Penſion hatte ſie nach dem Geſetze zugemeſſen erhalten, die Entſcheidung über den Erziehungsbeitrag erfolgte erſt im Frühjahr 1869; er war ihr zum geringſten üblichen Satze gewährt worden. Frau Katharina las den Beſcheid ohne Bitterkeit; es war die Folge ihres Verhaltens;

aber auch ohne Reue — ſie hatte nicht anders gekonnt.

Obwohl jedoch nun jede Hoffnung einer beſonderen Hilfe zerronnen war, lud ſie ſich dennoch kurz darauf eine neue Ausgabe auf. Die Familie war, trotzdem die Mode der Sommerfriſche in ihren Kreiſen bereits allgemein herrſchte, die Sommer zuvor in Wien geblieben; liebevolle Freundinnen, die ſich darüber wunderten, hatte Frau von Knittl darauf verweiſen können, daß ſie ja dicht vor dem Hauſe den ſchönſten Park Wiens habe. Gleichwohl hatte ſie das Befremden darüber nicht verſcheuchen können, und jetzt, gerade jetzt durfte derlei nicht platzgreifen. Helene war nun zwanzig, Anna neunzehn Jahre alt — die nächſte Saiſon konnte von entſcheidender Wichtigkeit werden. Auch ſahen die beiden Mädchen, die im Winter dem Vergnügen und der Arbeit gleich angeſtrengt hatten dienen müſſen, etwas bleich aus. Frau von Knittl reiſte Mitte Juli mit den Mädchen nach dem Salzkammergut; drei Tage hielt ſie ſich in Iſchl auf und ſuchte dort unter Beihilfe der zahlreichen Bekannten eifrig nach einer paſſenden Wohnung. Es war ein Scheinmanöver, zwei Zimmer in dem billigen Traunkirchen waren längſt gemietet, aber an dieſen unfaſhionablen Ort durfte man erſt denken, nachdem

man in Iſchl nichts Paſſendes gefunden, da der Ort ſo überfüllt war.

Traunkirchen, das uralte, ärmliche Dörflein am Gmundener See, iſt noch heute, wo es längſt Bahn- und Dampferſtation geworden, eine der ſtillſten Sommerfriſchen des Kammerguts, und von den Unzähligen, die zur Sommerszeit dieſe wildſchöne und doch anmutige Berggegend überfluten, bleiben nur jene hier haften, die ſich durch die Stille und die Schönheit des Ausblicks für Komfort und die lauten Freuden der Geſelligkeit entſchädigt fühlen können. In jenen Tagen aber war es vollends öde in dem Dörfchen, und nur einige Penſioniſten aus Linz verbrachten ihre Tage gähnend auf der Terraſſe des einzigen Gaſthauſes. Frau von Knittl empfand dieſen Mangel an geſelligem Verkehr keineswegs unangenehm; die Mädchen ſollten ſich recht erholen, und ihr eigenes, von der Sorge und dem Zwange der ewigen Verſtellung zerfoltertes Gemüt dürſtete nach Ruhe.

Von außen her wurde ſie ihr nicht geſtört, aber die Gedanken im Hirn ließen ſich nicht verſcheuchen. Der Oberſtenwitwe war, wenn ſie von ihrem Altan dem Ballſpiel der Mädchen im Hausgarten zuſah, zu Mute, wie etwa einem Feldherrn, der, in diplomatiſche Geheimniſſe eingeweiht, ſeine Truppen in-

ſpiziert; alle Welt glaubt an den Frieden, auch ſeine Soldaten; er aber weiß, daß in wenigen Monaten der Krieg losbrechen wird, in welchem all die im Frieden erworbenen Fertigkeiten ſich werden bewähren müſſen. Die nächſte Saiſon! . . Die Bruſt der Mutter hob ein Seufzer, und mehr als einmal flüſterte ſie vor ſich hin: „Arme Helene!“

Die Beſorgnis war nicht unbegründet. Die Schweſtern ähnelten einander in einem Grade, wie er ſelbſt bei dieſer nächſten Blutsverwandtſchaft nicht alltäglich iſt, und dennoch war Anna entſchieden ſchön, während Helene auch von wohlwollenden Beurteilern nur eben als „recht ſympathiſche Erſcheinung“ bezeichnet wurde. Gemeinſam war ihnen der ſchlanke und doch üppige Wuchs, das prächtige Goldhaar, das wie eine Krone in ſchwerem Knoten auf dem Haupte lag, der Glanz der großen dunkelblauen Augen; und ihre Stimmen, tiefe, glockentönige Stimmen, wie man ſie ja bei den oeſterreichiſchen Frauen viel häufiger findet, als bei denen eines anderen deutſchen Stammes, hatten einen ſo durchaus gleichen Klang, daß ſelbſt die Mutter ſie kaum unterſcheiden konnte und ſich nur daran hielt, daß Helene etwas langſamer und leiſer zu ſprechen pflegte, als ihre jüngere Schweſter. Auch der Schnitt der Züge war eigentlich derſelbe, und doch, welchen

Unterſchied bedeutete es für das Auge, daß die Wangen Helenens etwas ſchmaler, ihre Naſe etwas ſtärker, ihr Kinn unbedeutender, ihre Stirn höher, ihre Augen tiefliegender waren, als jene der Schweſter; was ſich dort zu einem Antlitz von ſieghafter, fröhlicher Schönheit zuſammenfand, gab hier ein unregelmäßiges, ja unhübſches Geſicht. Es war, als hätte ein grauſamer Dämon bei der einen in Schatten gewandelt, was bei der anderen lauter Licht war, und auch die beiden einzigen großen Verſchiedenheiten, die ſich in ihrem Aeußeren ſofort aufdrängten, ſenkten die Wagſchale zu Gunſten der jüngeren. Denn dieſe war von ſeltener Leichtigkeit und Anmut der Bewegung, während Helene langſamer und unſicherer war und namentlich an der Seite der Schweſter ungraziös, ja ſchwerfällig erſchien. Die zweite Verſchiedenheit beſtand darin, daß Helene, wie man es ja bei hellen Blondinen nicht ſelten findet, faſt gar keine Augenbrauen hatte, was ihrem Geſicht im Verein mit der zu hohen Stirne einen etwas befremdenden, gleichſam immer erſtaunten Ausdruck gab.

Aehnlich ſtand es um die Seelen der beiden jungen, einander in innigſter Liebe verbundenen Mädchen; auch hier war bei gleichem Grundzug die Verſchiedenheit groß, nur daß ſich Helene an innerem Werte getroſt mit der Schweſter meſſen durfte. Beide waren ehr-

lichen, ſchlichten Weſens, fleißig, anſpruchslos und wohl begabt, jede bemüht, der Mutter und Schweſter Liebes zu erweiſen, aber auf beide ſchien ſich auch etwas von der, bis zum ſelbſtloſen Heldentum geſteigerten und dann zuweilen wieder bis zum Eigenſinn erniedrigten Thatkraft der Mutter vererbt zu haben. Auch waren beide leicht erregbare Naturen, nur daß Helene die Wallungen des Gemüts beſſer zu hehlen verſtand, als Anna, die ſich in Freude und Schmerz gleich rückhaltlos gab und in derſelben Stunde überaus luſtig und tief betrübt ſein konnte. Im Uebrigen begann auch ihnen, wie jedem Weibe, ihr Aeußeres ſchon früh zum beſtimmenden Schickſal für ihr Seelenleben zu werden: Anna liebte die Geſelligkeit und ward immer gewandter und weltfreudiger, Helene blieb gerne daheim und griff dann oft nach einem guten Buche. Die kluge Mutter ſah beides nicht ungerne; es ſtimmte zu ihrem Feldzugsplan, wonach Anna in der nächſten Saiſon gegen die Finanz-Ariſtokratie, Helene gegen die Profeſſoren-Kreiſe energiſch zum Angriff geführt werden ſollte; eben darum pflegte ſie auch Dritten gegenüber die ältere die „kleine Gelehrte," die jüngere das „Weltkind" zu nennen. Daß ſie Helenen viel gefliſſentlicher lobte, hatte übrigens nicht bloß darin ſeinen Grund, weil Anna beſſer gefiel, ſondern weil ſie ihre Erſtgeborene im tiefſten Herzens-

grunde, nicht allein aus Mitleid, ſondern aus einer Empfindung heraus, die ſie ſelbſt vergeblich als ungerecht zu bekämpfen ſuchte, viel inniger und leidenſchaftlicher liebte.

Angeſichts der ſchweren Sorgen für dieſes Kind empfand ſie eine Begegnung, welche die Stille der Traunkirchener Tage wohlthätig unterbrach, wie eine Fügung des Himmels.

Als Helene an einem heißen Auguſtvormittag die kühlen Gänge des alten, längſt aufgehobenen Franziskanerſtifts durchſchritt, um Mutter und Schweſter, die ſie im Kloſtergarten wußte, aufzuſuchen, trat eben aus der Thüre der ſonſt verſchloſſenen Bibliothek ein junger, ſchlanker, elegant gekleideter Mann, in dem ſie ſofort einen guten Bekannten aus Wien erkannte. Daß er ſie dicht an ſich heranſchreiten ließ, ohne zu grüßen, machte ſie nicht irre. „Guten Morgen, Herr Profeſſor,“ ſagte ſie freundlich, „was bringt Sie hierher?“

Der Mann lüftete den Hut und trat einen Schritt näher. „Fräulein Anna,“ rief er ſichtlich erfreut. „Wohnen Sie hier? Die Frau Mutter wohl auch und Fräulein Helene —“

„Ja, die iſt auch hier und ſteht vor Ihnen,“ erwiderte ſie gutlaunig, ohne eine Spur von Spott.

„Sie verwechſeln mich mit meiner Schweſter, was bei dem Düſter in dieſem Korridore ſehr begreiflich iſt —“

„Entſchuldigen Sie,“ ſagte er eifrig, aber ohne jede Verlegenheit. „Sie kennen ja meine Kurzſichtigkeit und haben immer Geduld mit mir gehabt.“ Er legte eine gewiſſe Betonung hinein, daß das junge Mädchen errötete.

„Sie dürfen wohl noch immer keine Brille tragen?“ fragte ſie, empfand dies dann aber als ungeſchickt und wurde wieder rot.

„Nein!“ erwiderte er mit einem leichten Seufzer, „die Aerzte werden es mir wohl auch nie wieder geſtatten; ich liefe ſonſt Gefahr, die Sehkraft ganz zu verlieren!“

„Merkwürdig,“ meinte ſie, „man ſieht es Ihren Augen gar nicht an, und ebenſo wenig Ihren Bewegungen.“ Darüber errötete ſie zum drittenmal, weil Mama es wiederholt verboten hatte, jemals einem jungen Manne ein Kompliment über ſein Aeußeres zu machen. Dann aber tröſtete ſie ſich damit, daß es ja kein Kompliment, ſondern die Wahrheit war. In der That hatte der Profeſſor — ſein Fach war die Archäologie, ſein Name Heinrich Klauſer — ſo lebhafte, geiſtvoll blickende, dunkle Augen, daß ihnen niemand ihre Schwäche angeſehen hätte. Auch benahm er ſich ſicher

und gewandt, und nur zuweilen zeigte die Art, wie er im Salon den Fuß vorſichtig vorſchob oder nun auf dem Kiesweg des Gartens, als er neben dem Mädchen herſchritt, mit dem Stöckchen taſtete, daß er den Boden zu ſeinen Füßen nicht deutlich gewahren konnte.

Frau von Knittl begrüßte den Profeſſor, der ſo unerwartet daherkam, mit einer Freude, die, wie wir bereits wiſſen, ſehr ehrlich gemeint war. Klauſer war freilich nur Dozent mit dem Titel eines außerordentlichen Profeſſors, aber nicht bloß ein ſehr geſchätzter und zukunftsvoller Gelehrter, ſondern auch der Sohn eines wohlhabenden Bergwerksbeſitzers in der Steiermark. Daß er daneben ein weltfreudiger Mann, ein liebenswürdiger, heiterer Geſellſchafter war, ſchien ihr faſt der Vorzüge zu viel. Ihn vor allem hatte ſie ſich im vorigen Jahre als rechtes Ideal für ihre Helene erſehen und darum eifrig in ihr Haus gezogen, das er wiederholt beſucht. Daß Helene keinen der jungen Herren des Kreiſes lieber in Traunkirchen geſehen hätte, war ihr zudem wohl bekannt. Auch Anna war recht erfreut; der Profeſſor hatte ſie, als ſie einmal ſeine Tiſchnachbarin geweſen, vortrefflich unterhalten, und mindeſtens hier, wo man nicht tanzte, kam er ihr willkommener, als die meiſten Anderen. Denn dieſes

Vergnügen war ihm, mit Rückſicht auf ſein Gebrechen, verſagt.

Dem Profeſſor ſchien die Begegnung gleichfalls angenehm; wenigſtens verſicherte er dies mit einer Wärme, welche die Hoffnungen der Frau Oberſtin hell anfachte. Er war aus ſeinem Vaterhauſe in den ſteiriſchen Bergen über Iſchl auf eine Woche nach Traunkirchen gekommen, um ein wenig in der Kloſterbibliothek zu ſtöbern und den uralten, bisher wenig gewürdigten Kryptenbau des St. Johanniskirchleins näher zu unterſuchen. Die Vormittage waren ſeinen Studien gewidmet, die Nachmittage nahm Frau von Knittl für gemeinſame Ausflüge in Beſchlag, was er dankend annahm.

So ward am ſelben Tage eine Kahnfahrt nach Ebenſee, am nächſten ein Spaziergang zu dem ſchön gelegenen Gaſthofe „am Stein," am dritten abermals ein Ausflug zu Waſſer, nach der Karbachmühle, unternommen. Man unterhielt ſich vortrefflich und fand ſichtlich immer mehr Gefallen an einander; insbeſondere waren die Damen darüber entzückt, daß ſich der gelehrte und geiſtvolle Mann ſo einfach, fröhlich und anſpruchslos gab. Daß die Urteile der Mädchen gleich warm klangen, beängſtigte die Mutter nicht, hingegen war es ihr wenig willkommen, daß der Profeſſor Anna

zum mindeſten ebenſo aufmerkſam behandelte wie die Schweſter, ja zuweilen ſogar auszuzeichnen ſchien.

Namentlich bei jenem Ausflug nach der Karbachmühle wollte ſie dies bedünken. Während ein Traunkirchner Fährmann die kleine Geſellſchaft über den ſpiegelglatten See zum maleriſchen alten Bauwerk am jenſeitigen Ufer hinüber ruderte, fragte Helene den Profeſſor, ob er die Hero- und Leanderſage kenne, die das Volk an dieſe Stelle knüpfe: ein Müllerburſche in der Karbach habe eine Nonne im Frauenklöſterlein bei Traunkirchen geliebt und ſei allnächtlich, dem Scheine ihrer Zellenlampe folgend, hinübergeſchwommen, bis einmal, da die Geliebte im Harren eingeſchlafen, der Wind die Lampe gelöſcht und er im zielloſen Schwimmen ertrunken.

„Es iſt mehr als Sage," erwiderte Klauſer, „es iſt Wirklichkeit und die Geſchichte eigentlich viel intereſſanter als die Sage. Der Held war ein armer Ritter, ſein Kaſtell lag in der Karbach; die Geliebte aber war eine Grafentochter aus dem Geſchlechte der Herberſteine. Der Vater wollte nichts von dem armen Bewerber wiſſen und erklärte ihm höhnend: ehe er nicht hunderttauſend Goldgulden aufweiſe, könne aus der Heirat nichts werden; gleichzeitig gab er die Tochter den Nonnen zu Traunkirchen in Verwahrung. Die

Liebenden verſtändigten ſich, er ſchwamm allnächtlich hinüber, nach dem Schein des Lämpchens, wie es die Sage berichtet. Nur war der Ausgang in Wirklichkeit poetiſcher; die Geliebte ſchlief nicht ein, ſondern wurde von den Nonnen, die den Frevel entdeckt hatten, in Gewahrſam gethan, und das Lämpchen abſichtlich gelöſcht, ſo daß er ertrank. Der Chroniſt aus dem XV. Jahrhundert, der uns dieſe Begebenheit als Zeitgenoſſe berichtet, beſchreibt die Schönheit der Herberſteinin mit vieler Begeiſterung."

„Wie ſah ſie denn aus?" fragte Anna.

„Wie Sie," erwiderte der Profeſſor.

Darauf war es eine kurze Weile ſtill.

„Eine traurige Geſchichte," meinte dann Helene. „Aber ſie ſind doch wenigſtens glücklich geweſen, ehe ſie ſterben mußten."

Anna lachte auf. „Wäre der Karbacher klüger geweſen und hätte er ſich irgendwo im Kriege die hunderttauſend Goldgulden erbeutet, ſo hätten ſie auch glücklich miteinander leben können."

Auch der Profeſſor lachte. „Zwei ſehr verſchiedene Standpunkte, die beide ihre Berechtigung haben. Ich meinesteils würde es lieber mit dem Rezept von Fräulein Anna gehalten haben!"

Frau von Knittl biß ſich auf die Lippen; ſie hatte

alle Mühe, ihren Mißmut zu verbergen. Aber ſchon auf der Heimfahrt ſollte ſie entſchädigt werden.

Der See war etwas unruhig, Klauſer erbot ſich, dem Fährmann zu helfen, und regierte das andere Paar Ruder, das ſich im Kahn vorfand, mit Kraft und Geſchick. Als er jedoch einmal eine kurze Pauſe machte und nun wieder die Ruder faſſen wollte, griff er in der Dämmerung daneben. Das ſchien Anna, da ſie dicht vor ihm lagen, ſo komiſch, daß ſie, ohnehin in übermütiger Stimmung, ein kurzes Auflachen nicht unterdrücken konnte. Helene aber beugte ſich raſch vor und legte ihm die Ruder in die Hände.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Helene," ſagte er. „Sie haben immer viele Geduld mit mir; ich weiß es ja längſt."

Trotz der Dämmerung konnte Frau Katharina gewahren, wie ſich das Antlitz ihrer Lieblingstochter mit dunkler Röte überzog.

Als die drei Damen nach dem Nachteſſen in ihrem Gärtchen beiſammen ſaßen, befahl Frau Katharina: „Du gehſt ſchlafen, Anna. Mit Helenen habe ich noch zu ſprechen." Aber als ſich das Mädchen erhob und ihr zur guten Nacht die Hand küßte, beſann ſie ſich plötzlich:

„Noch einen Augenblick! Ich —"

Sie wollte ihr die Ungezogenheit vorhalten, mit der ſie den Profeſſor ſeines Gebrechens wegen ausgelacht. Aber ein plötzlicher Gedanke hemmte ihr das Wort auf den Lippen, und obwohl ſie es deutlich ſo empfand, als ob ſie ſich dieſes Gedankens ſchämen müßte, konnte ſie ihn doch nicht überwinden.

„Es iſt nichts Wichtiges," ſagte ſie. „Ich will es Dir morgen ſagen." Dann aber, als Anna gegangen war, fragte ſie:

„Woher weiß der Profeſſor, daß Du Geduld mit ihm haſt?"

„Eine Kinderei, Mama."

„Ich möchte es wiſſen."

Nun erzählte Helene, daß Klauſer einmal im vorigen Herbſt zufällig einem kleinen Tanzkränzchen beigewohnt, das ganz improviſiert im Hauſe des Profeſſors Brichta ſtattgefunden. Auf dringendes Zureden der Frau Profeſſor habe auch er ſich zu einer Tour entſchloſſen und ſie, Helene, engagiert. Sie habe aber nach wenigen Sekunden gemerkt, wie peinlich ihm das Tanzen ſei, weil er ſeiner Kurzſichtigkeit wegen den anderen Paaren nicht auszuweichen vermochte. Darum habe ſie, nachdem ſie einmal um den Salon gekommen, laut erklärt, ſie fühle ſich plötzlich unwohl. Er habe ſie ſchweigend zum nächſten Seſſel geführt

und dann verlaſſen, als ſie aber den ganzen Abend über kein Engagement angenommen, ſei er zum Abſchied noch einmal auf ſie zugetreten und habe geſagt: „Das war nett von Ihnen, Fräulein Helene.“

Die Mutter nickte. „Das ſage auch ich. Schlaf wohl, mein Kind!“

Sie küßte ſie zärtlich auf die Stirne, blieb noch eine Weile im ſtillen, dunklen Garten ſitzen und gab ſich den ſchönſten Träumen hin.

Die beiden nächſten Tage brachten keine Aeußerung Klauſers, die Frau Katharina hätte betrüben, aber auch keine, die ſie hätte erfreuen können. Eben darum fühlte ſie ſich beunruhigt und ſagte am Abend zu Helenen:

„Ich habe die Empfindung, daß ſich der Profeſſor nachgerade mit uns langweilt. Er muß uns für Barbarinnen halten, weil wir uns ſo gar nicht für ſeine Wiſſenſchaft intereſſieren. Nun verſtehe ich freilich nichts von dem Zeug und Anna ebenſowenig. Aber Du wirſt doch wohl mit ihm darüber zu reden wiſſen?“

„Ach nein,“ ſagte Helene ſchüchtern. „Ich weiß ja kaum einiges davon, was im kleinen Lübke ſteht.“

„Du ſollſt ihn auch nicht belehren, ſondern nur Dein Intereſſe daran erweiſen. Das aber erfordert die Höflichkeit, und Du wirſt es morgen thun!“

Am nächſten Tage, als die Vier wieder im Boot ſaßen, diesmal, um nach Altmünſter zu fahren, entledigte ſich Helene als gehorſames Kind des Auftrags. Doch hatte das Mädchen ſo viel Takt, nicht eben ein gelehrtes Geſpräch vom Zaun zu brechen, ſondern fragte nur zaghaft, warum ſich der Profeſſor einſt dieſer Wiſſenſchaft zugewendet habe.

Aber Frau Katharina bekam nichts zu hören, was ſie erfreuen konnte.

„Ehrlich geſtanden," ſagte er, „nicht aus wiſſenſchaftlichem Trieb, ſondern aus Freude am Schönen. Ich hatte ſchon als Knabe einen wahrhaft brennenden Durſt darnach und konnte mich auf Stunden glücklich fühlen, wenn ich ein ſchönes Geſicht ſah, in Wirklichkeit oder auf der Leinwand oder in Marmor. So verliebte ich mich zunächſt in einen Atlas klaſſiſcher Skulpturen, und da mich auch die gelehrten Kommentare dazu nicht gerade langweilten und ich ferner keinerlei ſchöpferiſches Talent in den bildenden Künſten zeigte, ſo geriet ich ſchon auf dem Gymnaſium halb und halb in dieſe Liebhaberei und dann wurde ſie faſt naturgemäß mein ernſtes Studium. Das klingt ſeltſam, da ſich ein Mann meiner Wiſſenſchaft wahrlich nicht bloß mit Schönem abgeben darf; aber es iſt ſo — mein unglückſeliger Schönheitsſinn iſt daran ſchuldig ... Noch

heute," fügte er arglos zu, „juble ich über jedes ſchöne Geſicht, während mir ein häßliches Pein macht und mir ein unregelmäßiges zum mindeſten nicht angenehm iſt."

Anna hörte harmlos zu, Helene ward einen Schatten bläſſer, Frau Katharina aber war ſo ärgerlich, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, zu ſagen:

„Da ſollten Sie Ihren Augen nur dankbar ſein; ſie erſparen ihnen viel Pein und bringen Sie nicht um allzuviel Freude — denn gar ſo viele vollendet ſchöne Geſichter giebt es nicht."

Er ſah gleichmütig auf.

„Es iſt doch wohl nicht ganz ſo," erwiderte er, „und ich empfinde mein Gebrechen um ſo peinlicher, als ich ja erſt ſeit fünf Jahren damit behaftet bin. Ich hatte von Natur recht gute Augen; wie hätte ſich ſonſt der Schönheitsſinn in mir entwickelt, wie hätte ich daran denken dürfen, meiner Wiſſenſchaft ein Diener zu werden! Wollte ich pathetiſch werden, ſo könnte ich ſagen, daß dieſe Wiſſenſchaft die Schuld daran trägt."

„Wieſo?" fragte Anna teilnahmsvoll.

„Vor fünf Jahren," erzählte er, „ging ich nach Unter-Ägypten, um dort einige bisher wenig beachtete Tempelreſte genau zu durchforſchen, auszumeſſen und

aufzuzeichnen. Bei der Arbeit im grellen Sonnenbrand fühlte ich bald meine Augen ermatten, dann ſchmerzte mich die ewige gleißende Helle; wie ein Dürſtender nach einem Trunk ſehnte ich mich nach Dunkelheit und Schatten, aber um mich war immer nur der erbarmungsloſe Glanz der Wüſte und des hellen Geſteins. Meine Araber warnten; auch ich fühlte, daß meine Sehkraft ſchwand, und ſtrengte ſie eben darum doppelt an, um baldmöglichſt zu Ende zu kommen. Ich konnte es nicht mehr; blind, mit hölliſchen Schmerzen in den Augen und im Hirn, mußte ich mich von meinen Begleitern zur nächſten Dampferſtation tragen laſſen; ſie lieferten auch mich und meine Mappen treulich ab, alles andere freilich ſtahlen ſie. Der Schiffsarzt gab ſchlechten Troſt, ein ſo bedenklicher Fall von Augenentzündung war ihm noch nicht vorgekommen; in der That dauerte es ein Jahr, bis ich meine Augen überhaupt brauchen konnte; ſie waren und blieben geſchwächt, und ich kann auch heute nur wenige Stunden täglich arbeiten. Mein Buch über jene Tempelbauten iſt erſt vor zwei Jahren erſchienen; es hat einigen Anklang gefunden und mir die Ernennung zum Profeſſor eingebracht — ich habe einen teuren Preis dafür gezahlt . . . .“

Er ſagte es ſchlicht, ohne jeden Nachdruck, um ſo herzlicher fühlten ſich die Hörerinnen bewegt.

„Sie Ärmſter!“ rief Anna, „wie mögen Sie täglich, ſtündlich entbehren! Und ſo unverdient!“

„Ja,“ erwiderte er, „ich entbehre viel. Aber zuweilen“ — er ſtockte und beugte ſich dann wie unwillkürlich vor und zu ihr hin — „zuweilen können ſich auch meine armen Augen am Schönen laben!“

Helene ſaß ſtumm da; wohl fühlte ſie inſtinktiv, durch die geſenkten Lider den mahnenden Blick der Mutter auf ſich haften, aber ſie konnte nichts ſagen, die Kehle war ihr wie zugeſchnürt.

Als Frau Katharina an dieſem Abend heimkehrte, war ſie übelſter Laune; wer hätte daran denken mögen, daß juſt dieſer Mann auf Schönheit beſonderes Gewicht lege — „und das will ein Gelehrter ſein,“ dachte ſie in komiſchem Ingrimm, „ſo kurzſichtig iſt er noch obendrein!“ Aber morgen war ja auch noch ein Tag — freilich der letzte ſeines Traunkirchner Aufenthaltes — dann ſah man ſich in Wien wieder; ſie gab die Sache noch lange nicht verloren.

Freilich war es unbedingt notwendig, Anna ſofort aufzuklären. Darum war es ihr lieb, als Helene ſich bald zurückzog; ſie wollte noch einen Brief an ihre

Freundin, Lina Brichta, die Tochter des Profeſſors, ſchreiben.

„Das war ein hübſcher Tag," ſagte die Mutter zu Anna, als ſie allein waren. „Der Profeſſor iſt genau der Mann, wie ich ihn mir für Helene wünſche. Darum freut es mich, daß er ſich ſo merklich für ſie intereſſiert. Du haſt es doch auch bemerkt?"

Anna ſchwieg.

Frau Katharina hielt es für unnötig, auf eine Antwort zu dringen. „Es iſt ſonnenklar," fuhr ſie fort. „Ich hoffe, er gefällt auch ihr, wenn ſie ihn näher kennen lernt. Du darfſt ihr aber nichts darüber ſagen, es könnte ihre Unbefangenheit ſtören."

Auch darauf erwiderte Anna nichts und folgte bald der Schweſter auf das Zimmer. Helene ſchrieb eben an die Freundin, ob ſie ihr nicht das Buch des Profeſſor Klauſer über die ägyptiſchen Tempelbauten ſchicken könne; ſie wiſſe wohl, daß es ein gelehrtes Werk ſei, wolle aber doch verſuchen, es zu leſen.

Der nächſte Tag war regneriſch; man konnte zum Abſchied keinen Ausflug unternehmen; ſo führte denn der Profeſſor die Damen nach der Krypta des Felskirchleins Sankt Johannis und erläuterte ihnen die bauliche Einrichtung des Gotteshauſes, der älteſten kirchlichen Siedelung im Traungau.

„Aber Gmunden iſt als Wohnſtätte älter?“ fragte Helene. „Da haben ja die Römer gehauſt.“

Er beſtätigte es.

„Woher haſt Du das wieder, Du Gelehrte?“ fragte die Mutter.

„Aus der Zeitung,“ geſtand das Mädchen. „Da ſtand im Mai die Notiz, daß man in Gmunden Römerſteine gefunden hat; ſie intereſſierte mich, weil wir ja ſchon damals an den See zu gehen gedachten.“

Frau Katharina biß ſich auf die Lippen; das Mädchen war zu ungeſchickt. Es zerſtörte ſich ſelbſt den Nimbus und gab noch obendrein das Geheimnis preis, zu deſſen ſorglicher Maskierung die Oberſtin das Opfer des dreitägigen Aufenthalts im teuern Iſchl gebracht. Und das Unglück wollte es, daß nun der Profeſſor wirklich ſagte:

„Ich dachte, Sie hätten urſprünglich vorgehabt, in Iſchl zu bleiben. So erzählte wenigſtens ein junger Herr, mit dem ich dort zufällig auf meiner Durchreiſe bei Frau von Bartenegg zuſammentraf. Seinen Namen habe ich bei der Vorſtellung überhört; aber Sie werden ihn ohne Zweifel nach ſeiner Vorliebe für zwei ſeltſame Worte leicht erkennen: er findet alles babyloniſch oder aztekenhaft . . .“

„Hötzinger!“ rief Anna lachend. „Der Guſtel

Hötzinger! Er iſt ein babyloniſch guter Menſch, aber aztekenhaft dumm!“

„Anna!“ verwies die Mutter ſcharf. Dem Profeſſor erläuterte ſie:

„Ein liebenswürdiger junger Mann, der einzige Sohn meiner Freund . .“ ſie ſtockte und verbeſſerte ſich haſtig — „einer Bekannten, Frau von Hötzinger . . . Den Namen dürften Sie ſchon gehört haben?“

Er nickte.

„Welcher Oeſterreicher kennt ihn nicht!“ ſagte er etwas bitteren Tones. Dann aber gab er dem Geſpräch raſch eine neue Wendung.

Da ſich das Wetter gegen Abend aufklärte, ſo ſetzte Frau Katharina doch noch einen Spaziergang durch und wählte das Ziel ſo, daß man einen engen Pfad gehen mußte, der nur für Zwei Raum gab; ſie ſtützte ſich auf Annas Arm, Helene ging neben dem Profeſſor.

Diesmal hätte die Mutter Freude an dem Geſpräch gehabt, wenn ſie ihm hätte lauſchen können. Er erzählte von ſeinen Reiſen, insbeſondere jenem Aufenthalt in der Wüſte, und Helene that ſo anteilsvolle und vernünftige Fragen, daß er ordentlich warm wurde. „Sie haben das ſeltene Talent, vortrefflich

zuzuhören," ſagte er, „das kann man in der Jugend nur, wenn man gut und klug zugleich iſt."

Auch noch ein anderes freundliches Wort, das nicht minder aufrichtig gemeint war, verdiente ſie ſich in derſelben Stunde von ihm. Als ſie das Ziel, einen Ausſichtshügel, erreicht und die tiefgrüne Seefläche, das herrliche Anland im roten Schein der Abendſonne vor ihnen lag, ſagte er:

„Ich habe faſt nur den Eindruck, wie ſanft und ſchön die Farben in einander fließen, und auch das iſt herrlich genug! Wie müſſen Sie erſt genießen, da Sie auch die Umriſſe der Landſchaft genau ſehen können!"

„Nein, nein!" erwiderte ſie raſch. „Das Farbenſpiel iſt eigentlich das Schönſte daran und die Umriſſe ſehe auch ich nicht ſcharf."

Er lächelte nicht darüber, wie unlogiſch ſie der Eifer des Mitleids machte, ſondern ſagte faſt gerührt:

„Es bleibt dabei, Fräulein Helene, Sie ſind gut. Ich wußte das freilich ſchon ſeit jenem Abend bei Brichtas."

„Sie beſchämen mich," ſagte ſie ernſt und fügte dann wieder heiteren Tones hinzu: „Das laſſe ich mir nicht gefallen und will Ihnen ſofort Gleiches mit Gleichem vergelten! Wiſſen Sie, was Profeſſor Brichta

einmal von Ihnen ſagte? ‚Er iſt der zartfühlendſte Menſch und würde lieber ſein Lebensglück opfern, als einem anderen wehe thun. Sein Zartgefühl grenzt an Schwäche!‘ So, da haben Sie's!“

Der herzliche Ton zitterte noch zwiſchen den Beiden nach, als Frau von Knittl endlich mit Anna auf dem Hügel anlangte, und ſie gewahrte es mit Entzücken. Aber wie grauſam enttäuſcht wäre ſie geweſen, wenn ſie in ſeinen Gedanken hätte leſen können, als er in der Dämmerung, wieder in herzlichem Geplauder, an Helenens Seite zu Thal ſchritt.

„Das gemütvolle, arme, unhübſche Mädchen!“ dachte er. „Wird ſie den Mann finden, den ſie verdient? Ich muß Vollmer im Herbſte bei Knittls einführen, er mag wollen oder nicht.“ Vollmer war der Sanskritiſt der Univerſität und ſein beſter Freund, ein trefflicher, aber weltſcheuer und wortkarger Mann, hoch in den Vierzigen, der nie vom Heiraten hören wollte. „Warte nur,“ hatte ihm Klauſer einmal gedroht, „ich korrigiere die Natur, die uns nicht als Brüder geboren werden ließ, indem ich Dich zu meinem Schwager mache!“ Er mußte jetzt an den Scherz denken . . .

Am nächſten Tage — Klauſer war bereits in der erſten Frühe abgereiſt — waren Mutter und Töchter merkwürdig ſchweigſam. Erſt beim Abendeſſen

brach die Mutter den Bann, indem ſie den Abgereiſten zu loben anfing. Daß Helene ſchwieg, fand ſie ganz begreiflich; als jedoch auch Anna nicht einſtimmte und ſie aufblickend gewahrte, wie das ſchöne Mädchen mit glühendem Antlitz und feuchten Augen vor ſich hinblickte, erſchrak ſie heftig. „Da muß etwas geſchehen,“ dachte ſie, und eine Stunde ſpäter wußte ſie auch, was zu geſchehen habe.

„Bertha Hötzinger hat Dir ja neulich geſchrieben,“ begann ſie. „Sie amüſiert ſich prächtig in Iſchl und lädt Dich ein. Nicht wahr?“

„Ja,“ erwiderte Anna kurz.

„Haſt Du den Brief zur Hand?“

Das Mädchen brachte ihn herbei.

„Bertha iſt ein liebenswürdiges Mädchen,“ ſagte die Mutter, nachdem ſie geleſen, „und die Leute kommen uns ſehr freundlich entgegen. Sie ſchreibt, ihre Mama wolle die Equipage um Dich ſchicken. Ich denke, Du antworteſt ihr morgen, daß Du bereit biſt.“

Sie erhob ſich und ging auf ihr Zimmer. Ob Anna einverſtanden ſei, hatte ſie nicht gefragt; das war im Hauſe nicht Brauch.

Am zweitnächſten Tage hielt die Equipage vor dem Häuschen in Traunkirchen; Frau von Hötzinger war ſogar ſo zartfühlend geweſen, ihre Geſellſchafterin mit-

zuſchicken, damit das junge Mädchen die kurze, kaum dreiſtündige Reiſe nicht allein mache.

Als der Wagen mit Anna auf der Chauſſee gegen Ebenſee, eine Staubwolke hinter ſich aufwirbelnd, dahinrollte, blickte ihm Frau Katharina lange nach.

Sie war ſeit langer Zeit, vielleicht ſeit ihrem Verlobungstag zum erſtenmale wieder nicht ganz mit ſich zufrieden und wußte nicht genau, ob ſie recht gehandelt. Denn um den Verkehr mit jener Familie, deren Name jedem Oeſterreicher bekannt war, hatte es ihre eigene Bewandtnis.

Georg Hötzinger, ein reicher Tuchfabrikant aus Brünn, hatte in den erſten Monaten von 1859, als Oeſterreich fieberhaft rüſtete, einen Teil der Monturen-Lieferung für die Armee übernommen, war kurz vor Beginn des Krieges zur Belohnung ſeiner Promptheit in den Adelſtand erhoben und kurz nach dem Kriege wegen Betrugs angeklagt und in Unterſuchungshaft genommen worden. Der Prozeß zog ſich lange hin und endete mit der Freiſprechung Hötzingers: die ſchlechte Beſchaffenheit des Materials war ihm nicht genügend nachgewieſen worden, und der Unterſchleif, von dem alle Welt ſprach, gar nicht; ein Hauptzeuge, ein hoher Militär, der mit ihm im Einverſtändniſſe geweſen, hatte ſich während des Prozeſſes ſelbſt entleibt. Hötzinger

durfte ſeine Millionen, auch den Adel behalten, aber die allgemeine Verachtung mußte er mit in Kauf nehmen. Nachdem er, ſchon nach zwei Jahren, geſtorben war, überſiedelte die Witwe nach Wien, und hier gelang es ihr allmählich, durch ihr Geld wie durch ihre Klugheit, ſich gewiſſe höhere Geſellſchaftsſchichten zu öffnen, in erſter Linie jene der Finanzwelt. Guſtel Hötzinger, der einige Jahre an der juridiſchen Fakultät inſkribiert geweſen und nun Volontär in einem großen Bankhauſe war, fand Freunde genug, die von ſeinem Champagner tranken; ſeine Schweſter Bertha, ein hübſches und gutmütiges Mädchen, Tänzer und Hofmacher in Fülle, auch die Soiréen bei Hötzingers waren gut beſucht; aber wer hinging, pflegte nicht zu erzählen, daß er dort geweſen.

Auch Frau Katharina hatte es ähnlich gehalten und unter allen geſellſchaftlichen Kunſtſtücken, die ſie hatte löſen müſſen, war ihr keines ſchwerer erſchienen, als in jedem Winter einmal jene Geſellſchaft zuſammenzuſtellen, zu der auch Hötzingers geladen werden mußten. Und nun hatte ſie ſich zu einem ſo oſtenſiblen Schritt entſchloſſen, der ja nur als Beweis höchſter Vertraulichkeit gedeutet werden konnte.

Es war nicht deshalb geſchehen, um Guſtel Gelegenheit zu bieten, ſeine nie verhehlte Bewunderung

für Anna ausgiebig bethätigen zu können. Daran dachte Frau von Knittl nur nebenbei und mit gemiſchten Gefühlen; er war allerdings der Erbe von Millionen, aber doch auch ein einfältiger Müßiggänger mit anrüchigem Namen. Hauptſächlich war es ihr darum zu thun geweſen, Anna auf andere Gedanken zu bringen und die Schweſtern zu trennen; eine offene Ausſprache zwiſchen beiden konnte jetzt für ihre Pläne gefährlich werden. Aber gab es dazu kein anderes Mittel, als jenes erſte, das ihr beigefallen? ... Gleichviel, nun war es geſchehen, und wenn Frau von Bartenegg, die Gattin eines Geheimrats, eine Exzellenz, mit Hötzingers verkehrte — freilich vielleicht nur in Iſchl — ſo konnte man ihr dies ſelbſt für Wien nicht übel nehmen.

In den nächſten Wochen wichen ihr vollends alle Zweifel. Anna ſchrieb die heiterſten Briefe, in denen ſie ſehr viel von Ausflügen und Tanzkränzchen ſprach und kein einziges Mal von Profeſſor Klauſer. Von dem Bruder ihrer Freundin war oft die Rede, aber nur einmal fand ſich das Urteil: „Guſtel iſt wirklich ein guter Junge, auch nicht ſo dumm, wie er ausſieht, ſondern noch viel dümmer.“

Erſt Ende Oktober fand ſich die kleine Familie wieder vollzählig in Wien zuſammen; Frau Katharina

war bereits einen Monat vorher heimgekehrt, um ihre Stuben bei Beginn des Semesters an die Studenten zu vermieten; dann kam Helene von einem Besuch bei Tante Antonie in Graz, die nun dort als Witwe in gesicherten Verhältnissen lebte; zuletzt Anna, die mit Hötzingers von Ischl aus auf einige Wochen nach Venedig gegangen war. Die Mutter hatte dies nur auf ihre dringende briefliche Bitte gestattet und bereute es nun nicht; Frau von Hötzinger schwärmte von dem Mädchen in kaum mißzuverstehender Weise, und das war auf alle Fälle gut; wies Anna später einmal den guten Gustel ab — und gezwungen sollte sie keinesfalls werden — so bedeutete es doch die beste Reklame für ein armes Mädchen, die Werbung eines Millionärs abgelehnt zu haben.

Auch mit dem fröhlichen, liebenswürdigen, wenngleich nun etwas lauten Wesen ihrer schönen Tochter war Frau von Knittl sehr zufrieden; wie sich ein Mädchen benahm, das geheimes Sehnen hegte, konnte sie ja an Helenen sehen. Anna jedoch sprach nur von den bevorstehenden Freuden der Saison und meinte, wenn die Rede auf Traunkirchen kam, es sei dort hübsch, aber langweilig gewesen; Klausers Namen nannte sie dabei mit vollster Unbefangenheit. Rechnete Frau Katharina hinzu, daß ihr die gütige, wohlwollende

Frau Profeſſor Brichta auf eine diskrete Andeutung hin nicht bloß die beſte Auskunft über Klauſers Charakter, insbeſondere ſein ſeltenes Zartgefühl gegeben, ſondern auch ihren Beiſtand zugeſichert, indem ſie, plötzlich von Helenen ſprechend, die Vorzüge des Mädchens nachdrücklich hervorgehoben, ſo konnte ſie dem Kommenden mit einiger Ruhe entgegenſehen.

Peinlich war es der ſtarkwilligen Frau nur, vorläufig thatenlos harren zu müſſen. Der Profeſſor war noch nicht in Wien eingetroffen und hatte den Beginn ſeines Kollegs von Woche zu Woche verſchoben. Ein trauriger Grund hielt ihn in der Heimat feſt, ſein hochbetagter Vater lag ſchwer krank darnieder. Eines Tages brachte Frau Brichta die Nachricht, Klauſer habe ihrem Mann eine erfreuliche Beſſerung gemeldet, doch war dies wohl nur das letzte Aufflackern einer verlöſchenden Lebensflamme geweſen; denn als Helene eines Morgens am Frühſtückstiſch die Zeitung durchſah, rief ſie plötzlich erblaſſend, mit halberſtickter Stimme aus: „Klauſers Vater iſt tot!“ Auch Anna wechſelte die Farbe; Frau Katharina aber ſagte nach einigen Worten aufrichtiger Teilnahme:

„Er war ein ſehr alter Mann! Natürlich werde ich Klauſer ſofort, auch in Eurem Namen ſchreiben.

Wir haben ſeit dieſem Sommer ein Recht dazu, nicht erſt ſeine Anzeige abzuwarten.“

Es war etwa zwei Monate ſpäter, Ende Januar, und ein heller, klarer Wintertag. Anna ſaß in einer Fenſterniſche des Salons, über eine Stickarbeit gebeugt, Mutter und Schweſter waren zum Jour bei Frau von Bartenegg gegangen; ſie hatte über heftiges Kopfweh geklagt, um daheim zu bleiben. Der wahre Grund war, weil ſie Guſtel Hötzinger dort wußte; die Bewerbung des beſchränkten Menſchen war ihr nachgerade peinlich geworden, und kaum wußte ſie noch, wie ſie ihm abwehren ſollte, da ſeine Liebe nun faſt denſelben Grad erreicht hatte, wie ſeine Dummheit, und er jedes Spottwort aus ihrem Munde wie eine Gunſt aufnahm. Mama hatte ſie ihres Übermuts wegen ſchon zuweilen ſtrafend angeblickt, auch heute bei ihrer Weigerung ungeduldig das Haupt geſchüttelt; offenbar war ſie deshalb darüber ungehalten, weil ſie Guſtels Bewerbung begünſtigte. Natürlich, er war ja reich, und wenn nur Helene glücklich wurde, was galt ihre Zukunft!

Sie fühlte die Bitterkeit in ihrem Herzen aufſteigen und kämpfte dagegen an — gewiß, Mama meinte es mit ihren beiden Kindern gleich gut, und wenn ſie Klauſer Helene zugedacht, ſo war es nur in der

Überzeugung geſchehen, daß er dieſe bevorzuge und ſie auch beſſer für ihn tauge. Das war wohl auch richtig — Helene hatte ja weit mehr gelernt, war auch ſanfter als ſie — oh! die hätte gewiß nicht mit ſo häßlichen Empfindungen zu kämpfen gehabt, wie ſie nun zuweilen über ihr Herz kamen, wenn Mama hinwarf, Klauſer ſei nun ſeit Neujahr wieder in Wien, verkehre zwar vorläufig nur bei Brichtas, habe ſich aber ſchon oft nach Helenen erkundigt . . . War dies richtig? Gewiß! Und doch! Sie dachte an die Traunkirchner Tage, an dieſes Wort, an jene kleine Scene — immer ſüßer und bitterer zugleich wurde ihr zu Mut, bis ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten und die widerſtreitenden Gedanken in wirren Worten auf die Lippen traten . . .

Während das holde, junge Geſchöpf ſo faſſungslos vor ſich hinſchluchzte, überhörte es, daß die Magd eingetreten war, und fuhr erſt beim Klange ihrer Stimme empor.

„Oh!“ murmelte die Treue beſtürzt. „Nun weinen Sie auch noch, und der Herr läßt ſich nicht abweiſen!“

„Wer?“ rief Anna und fuhr ſich haſtig mit dem Tüchlein über Augen und Wangen.

„Der Herr Profeſſor Klauſer. Ich habe ihm ſchon geſagt, daß es nicht unſer Jour iſt, daß Sie allein

ſind und Kopfweh haben, aber er ſagte darauf: „Vielleicht empfängt ſie mich doch!“ Was ſoll ich ſagen?“

Anna war ſehr bleich geworden.

„Nein!“ ſtieß ſie mühſam hervor. Aber als ſich die Magd zur Thüre wandte, widerrief ſie den Befehl. „Ich laſſe bitten,“ murmelte ſie. Es fiel der braven Marie, die ſich ſonſt nicht gern überflüſſige Gedanken machte, auf, wie ſeltſam das Fräulein dabei ausſah und nun wie von Flammen überhaucht daſtand.

Er trat ein; nicht bloß der Flor um den Hut, auch ſein Antlitz verriet, daß in letzter Zeit Schweres über ihn gekommen. Aber ſeine Augen leuchteten dem Mädchen in einem Glanze entgegen, der ihr ungewohnt war und ſie noch verlegener machte.

„Es iſt gütig von Ihnen,“ begann er, „daß Sie mich dennoch empfangen. Zu Ihrem Jour mochte ich nicht kommen, ich vertrage die vielen Leute noch nicht . . . .“

„Es iſt eine Auszeichnung, die Sie uns erweiſen,“ erwiderte ſie mit zitternder Stimme und lud ihn zum Sitzen. Sie hatte ihm nicht, wie ſonſt, die Hand gereicht; nun fiel es ihr bei, aber ſie wagte nicht, es nachzuholen. „Mama und Helene werden aufrichtig bedauern . . . Wir haben ſo oft von Ihnen ge-

ſprochen und warmen Anteil an Ihrem Schmerze genommen. Helene ſagte —"

Sie ſtockte. Sie hatte ſich feſt vorgenommen, edelmütig zu ſein, ja in dem Wirrſal der Empfindungen, welches ſie vorhin bei der plötzlichen Meldung überflutet, ſich ſelbſt überredet, daß ſie ihn zu dieſem Zwecke empfangen müſſe, aber nun wollte es ihr beim beſten Willen nicht einfallen, was Helene beſonderes darüber geäußert.

„Ich danke Ihnen," ſagte er. „Mit meinem Vater iſt mir zugleich der herzlichſte Freund geſtorben. Der weiſe, milde Greis war auch friſch und teilnahmsvoll wie ein Jüngling."

„Ja, das ſagte uns meine Schweſter," fiel ſie ein. „Sie haben ihr einmal erzählt, wie tapfer und edelmütig er ihren Entſchluß aufgenommen hat, ſich Ihrer Wiſſenſchaft zu widmen, obwohl ihm dadurch ſein Lieblingsplan zertrümmert wurde und das Bergwerk nun an Ihre Herren Schwäger fällt."

Er ſah befremdet auf.

„Sie irren!" ſagte er lächelnd, aber es war ein ſchmerzliches Lächeln. „Ich habe für unſere Traunkirchener Tage ein beſſeres Gedächtnis — Sie waren's, der ich dies erzählte . . ."

„Ganz richtig — uns beiden."

„Ihnen allein; Fräulein Helene war zufällig nicht dabei.“

„Verzeihen Sie!“ murmelte ſie ganz zerknirſcht. In welches Licht hatte ſie nun ihre edelmütige Lüge geſetzt! Dann jedoch biß ſie die Lippen aufeinander; „es iſt wohl ſo am beſten!“ dachte ſie. Aber lügen wollte ſie ferner nicht mehr, es war ja auch nicht nötig. Und darum begann ſie nun nach einer Pauſe verlegenen Schweigens:

„Wir haben uns in der Zwiſchenzeit auch anderweitig mit Ihnen beſchäftigt. Helene hat ſich von Brichtas Ihr Tempelwerk geliehen und es ganz durchſtudiert.“ Und ſie erzählte ausführlich, wie die Schweſter alle andere Lektüre bei Seite gelegt und ſich ausſchließlich ſeinem Werke gewidmet, obwohl es ihr anfangs natürlich rechte Mühe gemacht, es ganz zu verſtehen.

„Und iſt es ihr gelungen?“ fragte er.

„Gewiß! — oh, Sie wiſſen kaum, wie ernſt und gebildet meine Schweſter iſt.“ Und wieder erzählte ſie ihm in haſtiger Rede und eingehender, als ihm lieb war, was Helene ſeit ihrer Kindheit alles geleſen und ſtudiert habe.

Er hörte ihr mit ſchmerzlicher Empfindung zu. Das ſchöne Mädchen war in Traunkirchen ſeinem

Herzen wahrhaft teuer geworden; er hatte ſich all die harten Tage ſeither ſehr nach ihr geſehnt, mühſam in den Wochen ſeit ſeiner Rückkunft den Drang bezwungen, zu ihr zu eilen, und es dann wie eine Fügung des Schickſals begrüßt, als er ſie allein ſprechen konnte. Daß ſie nun die Schweſter ſo gefliſſentlich vorſchob, war nicht etwa Koketterie — dieſer Zug war ihrem Weſen fremd — ſondern eine milde Form der Abweiſung. Sie liebte ihn nicht, im Gegenteil, er erſchien ihr ſeiner Kurzſichtigkeit wegen lächerlich, darum rühmte ſie ihre Schweſter, hatte ſich ſogar zu Gunſten Helenens allzu vergeßlich geſtellt, nur um ihn von einem warmen Wort abzuhalten, vielleicht auch weil ſie wußte, daß Helene die paſſable Partie nicht ausſchlagen würde. Und dann fiel ihm bei, was ihm Frau Brichta jüngſt von Guſtels Bewerbung erzählt. Eine herbe Enttäuſchung krampfte ihm das Herz zuſammen, mit jeder Sekunde Zuhörens wurde er ungeduldiger.

„Das iſt ja ſehr ſchön," fiel er ihr endlich möglichſt gleichmütig ins Wort. „Wie ernſthaft Fräulein Helene iſt, wußte ich längſt. Sie iſt überhaupt ein vortreffliches Mädchen."

„Das iſt ſie!" rief Anna. „Viel" — die zurückgehaltenen Thränen drohten ihre Stimme zu erſticken,

aber ſie brachte es doch hervor — „viel edler und beſcheidener als ich!“

Er horchte hoch auf. Ihr Antlitz konnte er nicht ſehen, obwohl er ihr nicht ferne ſaß, weil bereits die frühe Dämmerung des Wintertags in das Zimmer brach, aber der Ton der Stimme befremdete ihn. Ein neuer Gedanke blitzte in ihm auf, er konnte wieder lächeln.

„Ihr Bekenntnis deutet gleichfalls nicht gerade auf Unbeſcheidenheit!“ bemerkte er. „Nun müſſen Sie mir aber auch erzählen, was Sie getrieben haben. Sie waren mit Hötzingers in Venedig?“

„Ja,“ erwiderte ſie kurz und fügte erſt nach einer Weile hinzu: „Es war ſehr ſchön!“

„Babyloniſch ſchön?!“ fragte er lachend, obwohl ſein Herz ungeſtüm zu pochen begann.

Sie wurde purpurrot. Nein! Dies Eine ſollte und durfte er nicht von ihr glauben, nur dies nicht!

„Ja,“ ſagte ſie und ſuchte ſich gleichfalls zu einem ſcherzhaften Ton zu zwingen, „aber zuweilen auch aztekenhaft langweilig. Der gute Guſtel hat ſich weniger gut amüſiert, als wir Damen; alte Kirchen und Paläſte ſind nun einmal nicht ſeine Spezialität!“

„Und worin wäre die zu ſuchen?“

„Intereſſiert Sie das?“ fragte ſie etwas ſcharf

zurück. „Mich nicht, Herr Profeſſor! Mir iſt der ganze Menſch gleichgültig, ſehr gleichgültig!“

„Aber Sie ihm nicht!“

„Das iſt nicht meine Schuld! . . . Ich bin ihm immer abweiſend begegnet . . .“ Sie war in höchſter Erregung. „Wenn man Ihnen das Gegenteil geſagt hat, ſo hat man gelogen! Und wenigſtens in dieſem Einen will ich in Ihren Augen nicht ſchlechter erſcheinen, als ich bin!“

Er erhob ſich und faßte ihre Hand; Beide bebten.

„In dieſem Einen nicht?“ fragte er faſt murmelnd, weil ihn ein ungeſtümes Glücksgefühl zu übermannen drohte. „Und in andern Dingen wollten ſie mir ſchlechter erſcheinen? Ja, Sie wollten es . . Warum?“ fragte er ſanft.

Sie erwiderte nichts.

„Sie ſind ein edles Mädchen, wie Ihre Schweſter,“ ſagte er. „Gewiß, ich ſchätze Fräulein Helene und gönne ihr das beſte Glück der Erde. Ich aber, Fräulein Anna — erinnern Sie ſich noch, aus welchem Grunde ich mich einſt meiner Wiſſenſchaft —“

„Guten Abend!“

Eine ſcharfe, laute Stimme ſchnitt ihm das Wort ab: in der geöffneten Thüre ſtand Frau von Knittl. „Sehr erfreut, Sie zu ſehen, Herr Profeſſor.“ Sie

trat auf ihn zu und begrüßte ihn herzlich. „Sorge für Licht, Anna!“

In der nächsten Minute, wo er in der Dämmerung der energiſchen Frau gegenüber ſaß und die Flut ihrer teilnehmenden Worte über ſich ergehen ließ, fühlte ſich Klauſer wenig behaglich, und ſeine Stimmung beſſerte ſich auch nicht, als die Magd mit der Lampe erſchien, hinter ihr die beiden Schweſtern. Im Gegenteil, als ihm Helene errötend, in ſichtlicher Befangenheit die Hand reichte, ward ihm erſt vollends klar, was er bisher nur geahnt, und ſchwer drückte ihn der Gedanke, daß er ſein Glück durch die Kränkung eines anderen, wahrhaft guten Herzens werde erkaufen müſſen.

Er wollte ſich empfehlen, ſobald es die Höflichkeit irgend geſtattete.

„Ich will Sie jetzt nicht zurückhalten,“ ſagte Frau Katharina, als er ſich erhob, „es könnte Ihnen ſonſt für heute unſerer Geſellſchaft zu viel werden. Wir verbringen auch den Abend gemeinſam bei Brichtas — die Frau Profeſſor lud uns ein, sans façon zu kommen, als wir bei Barteneggs zuſammentrafen!“

Der Profeſſor verbeugte ſich, murmelte etwas von unverhoffter Freude und ging.

In Wahrheit war ſeine Empfindung eine recht gemiſchte. Die Ausſicht, Anna ſo bald wiederzuſehen,

lockte ihn und doch fühlte er das Bedürfnis, in aller Stille zu überlegen, wie der entscheidende Schritt zu machen sei. Auch hatte ihm Brichta versichert, daß er nur Vollmer finden werde. Aber das war nun nicht zu ändern, und dann tauchte ihm, wie zum Troste, jener Einfall wieder auf, der ihn einmal in Traunkirchen an Helenens Seite überkommen: wie, wenn Vollmer an ihr Gefallen fand?! In ungewohnter Erregung verbrachte er die Stunden auf seinem Zimmer, bis es Zeit war, zu Brichtas zu gehen.

. . . Anna hatte sich, nachdem der Professor gegangen, sofort auf ihr Zimmer zurückgezogen; es schien ihr unmöglich, jetzt mit Mutter und Schwester ein gleichgiltiges Gespräch zu führen oder gar eines, das ihn betraf.

Doch trat die Mutter nach einer Weile bei ihr ein, erkundigte sich nach ihrem Befinden und fragte dann, wie ganz beiläufig:

„Worüber hast Du mit dem Professor gesprochen?“

„Hauptsächlich über Helene.“

„Wie hat er über sie geurteilt?“

„Wir haben sie beide nach Verdienst gelobt.“

„Was hat er zuletzt von seiner Wissenschaft gesagt, als ich hinzukam?“

„Ich weiß nicht, wo er hinauswollte, Mama, Du haſt ihn mitten im Satz unterbrochen.“

„Es wird nichts Bedeutendes geweſen ſein . . . Du wirſt wohl früh ſchlafen gehen, Kind? Frau Brichta hat ſehr bedauert, daß Du nicht mitkommen kannſt.“

Sie ſtrich dem Mädchen leicht über das Haar und ging in den Salon zurück. Dort ſaß Helene, in einen Lehnſtuhl geſchmiegt, und blickte ſinnend in die Lampe.

„Was träumſt Du da zuſammen, Kind?“ fragte Frau Katharina weich und zärtlich.

„Nichts, Mama!“ Das Mädchen ſeufzte tief auf.

„Helene,“ ſagte die Mutter faſt feierlich. „Du wirſt mir die Frage, die ich Dir ſtellen werde, ehrlich beantworten — ſo ehrlich, als ob Du vor Gott dem Herrn ſtündeſt! . . . Du liebſt den Profeſſor?!“

Helene errötete tief, aber ihre Stimme zitterte nicht.

„Ja, Mama,“ erwiderte ſie, „aus ganzem Herzen liebe ich ihn. Ich wäre die Glücklichſte, wenn er mich erwählen würde, und könnte niemals eines Anderen Weib werden.“

Frau Katharina fühlte ſich durch die Leidenſchaft und Heftigkeit, die aus jeder Silbe ſprach, faſt erſchreckt.

„So ſpricht in Deinem Alter jede!“ ſagte ſie lächelnd.

„Ich werde es immer ſo empfinden," erwiderte Helene. „Ueberleben könnte ich es wohl, wenn er eine Andere heiraten würde, aber ich wäre unglücklich bis an mein Ende!"

„Und glaubſt Du, daß er Dich liebt?"

„Nein, Mama. Aber ich glaube, er iſt mir gut geſinnt, und keiner Andern beſſer. In Traunkirchen fürchtete ich dies und litt deshalb viel, aber noch mehr, weil ich meinte, daß auch Anna ihn liebe. Das iſt aber nicht richtig, ſie könnte ſonſt jene Zeit unmöglich langweilig finden, und damit iſt auch meine Beſorgnis ſeinetwegen geſchwunden; er iſt nicht der Mann, ein Mädchen zu lieben, dem er gleichgiltig iſt."

Die Mutter nickte. „Wir wollen das Beſte hoffen, Kind."

Von da ab ſprachen ſie kein Wort mehr über ihn, auch nicht auf dem Wege zu Brichtas.

Dort geſtaltete ſich der Abend recht unerquicklich. Vollmer ſprach kein Wort, auch Klauſer war einſilbig; daß Anna nicht erſchienen, deutete er ſo, daß Frau von Knittl ſeine Wahl gefliſſentlich auf Helene leiten wollte, und das bekümmerte ihn tief, und zwar um ſo mehr, weil ſein weiches Gemüt ihre Handlungsweiſe recht wohl verſtehen und entſchuldigen konnte.

Jedenfalls war dieſe Situation eine unhaltbare; er

durfte die Mutter und Helenen nicht täuſchen, aber er mußte auch ſich ſelbſt Gewißheit gewinnen, ob Anna ſeine Werbung annehme. Dieſen Gedanken vermochte er ſich erſt nach Tiſche allmählich zu entwinden, als Frau Brichta ihn und das Mädchen in ein lebhaftes Geſpräch über ein Buch verwickelte, das eben viel von ſich reden machte. Helene ſprach eben ſo vernünftig wie beſcheiden, aber Klauſer hörte ihr nicht bloß deshalb gerne zu, ſondern auch, weil ihre Stimme ſo merkwürdig jener glich, die ihm wie die ſchönſte Muſik dieſer Erde ins Ohr tönte.

Darum blieb er auch gerne an ihrer Seite ſitzen, nachdem ſich Frau Brichta erhoben, und beantwortete die Fragen, die das Mädchen bezüglich ſeines eigenen Buches an ihn richtete. Dann aber tauchte ſein Unbehagen wieder auf; es ſchien ihm unwürdig, das arme, brave, unhübſche Kind auch nur durch eine lebhafte Unterhaltung in ſeinem traurigen Irrtum zu beſtärken. Allmählich verſtummte er, Helene ſprach noch eine Weile fort, dann ſtockte das Geſpräch.

Frau von Knittl, die das Paar nicht aus den Augen gelaſſen, trat hinzu. Lieber abbrechen, als daß er ſich langweilt, dachte ſie. Laut aber ſagte ſie:

„Du wirſt mir zürnen, Kind, daß ich Dich einer

ſo anregenden Unterhaltung entziehe, aber es muß ſein! Elf Uhr! Wir wollen gehen . . .“

Davon wollte aber die Hausfrau nichts hören und zwang die Geſellſchaft noch einmal zum Sitzen. Nur Klauſer trat in eine Fenſterniſche, preßte die heiße Stirn an die Scheiben und blickte in die ſchneelichte Nacht hinaus. So ging es nicht länger, er wollte morgen Gewißheit und ſich ſchon heute die Möglichkeit hiezu ſichern.

Darum trat er, als die Geſellſchaft aufbrach, zum Abſchied an die Oberſtin heran.

„Gnädigſte Frau,“ ſagte er mit bewegter Stimme, „Sie haben heute eine Unterredung unterbrochen, welche von meiner Wiſſenſchaft ausging und mein Lebensglück betraf. Geſtatten Sie mir, dieſe Unterredung morgen in Ihrem Hauſe zu Ende zu führen?“

Sie hatte ihn verſtanden, das bewies die Bläſſe, die plötzlich ihr breites Antlitz überflog. Die ſtarke Frau zitterte und ſchloß die Augen, als fühlte ſie ſich einer Ohnmacht nahe. Endlich, nach einer Pauſe, die ihm eine Ewigkeit dünkte, ſtieß ſie mühſam, mit halberſtickter Stimme hervor:

„Ich werde Ihnen morgen brieflich antworten.“

Beſtürzt, ja in verzweifelter Stimmung trat Klauſer an Vollmers Seite den Heimweg an. Seine plötzliche

Anſprache mochte die Oberſtin überraſcht haben; daß jedoch ſie, eine Dame von allbekannter Geiſtesgegenwart, ſo faſſungslos, faſt entſetzt geweſen, konnte er nur als ſchlimmſtes Zeichen für ſeine Werbung deuten. Dieſe kam ihr offenbar ſehr ungelegen, weil ſie bereits über Annas Hand für Hötzinger verfügt und nun von ſeinem Dazwiſchentreten eine Störung für ihre Pläne befürchtete.

Mehrere Stunden lang ſchritt er in trübſten Gedanken auf und nieder und fand ſpät den Schlaf.

Um ſo fröhlicher ſollte ſein nächſter Morgen ſein.

Schon gegen zehn Uhr kam ihm das verheißene Schreiben zu, er überflog es und jubelte auf — das war ein unzweifelhaftes „Ja!“. In ihren eckigen, großen, energiſchen Schriftzügen hatte die Oberſtin geſchrieben: „Lieber Freund! Sie werden uns heute um fünf Uhr herzlich willkommen ſein!“ Am liebſten wäre er ſofort hingeeilt, hätte die Einladung nicht ſo präcis gelautet.

In demſelben Augenblick, da er ihre Zeilen las, ſtand Frau Katharina in ihrer Schlafſtube vor dem Bilde ihres Gatten, das über ihrem Bette hing. Sie war ſehr bleich; ihr Antlitz wies denſelben Ausdruck düſterer Starrheit, wie vor Jahren bei jenem Martergang ins Miniſterium.

„Verzeih mir, Mathias!“ brach es endlich in leidenſchaftlichem, dumpfem Flüſtern aus ihrem Munde. „Verzeih mir, du Redlicher, du Guter! Ich mußte es wagen, ich mußte — ſie iſt ja auch dein Kind!“

Mit dem Schlag der fünften Stunde ſtieg der Profeſſor die Treppe des Hauſes in der Reisnerſtraße empor. Das letzte Sonnengold wich eben vom Winterhimmel, und als er leiſe an die Thüre des Salons pochte und auf ein lautes, aber zitterndes: „Herein!“ der lieben, wohlbekannten Stimme eintrat, füllte bereits die Dämmerung das tiefe Gemach.

Gleichwohl konnte er die Geſtalt der Geliebten deutlich unterſcheiden, ſie ſtand neben einem Fauteuil, die Hand auf der Lehne desſelben aufgeſtützt; der letzte Reſt des Lichts umwob ihr Goldhaar.

Raſch trat er auf ſie zu.

„Sie wiſſen, weshalb ich komme?“ begann er.

„Ich weiß es!“ erwiderte ſie leiſe, wie jubelnd, und that einen Schritt vor.

Im nächſten Augenblicke lagen ſie einander in den Armen, Wange an Wange, dann Mund auf Mund gepreßt.

Nur wenige Sekunden lang. Die Mutter war plötzlich an ihrer Seite, er wußte nicht, ob ſie im Zimmer geweſen oder nur eben ſo raſch eingetreten.

Sie küßte ihr Kind auf die Stirne und faßte die Hand des neugewonnenen Sohnes.

„Alles Gute mit Euch!“ ſagte ſie mit zitternder, halb erſtickter Stimme. „Werdet ſo glücklich, wie Ihr es verdient. Du biſt mir eine gute Tochter geweſen, Helene, und wirſt ihm ein gutes Weib ſein!“

„Helene?“

Er wollte es entſetzt rufen und brachte keinen Laut über die Lippen. Die Oberſtin fühlte nur, wie ſeine Hand, die in der ihrigen lag, zuckte, ſich losringen wollte, dann kalt wurde und wie gelähmt in der ihren blieb.

Sie ſelbſt fühlte ſich dem Umſinken nahe, aber ſie fuhr fort:

„Sie ſind edel und zartfühlend, Ihnen vertraue ich mein Kind gerne an! Helene liebt Sie aufrichtig. Vor Gott dem Herrn kann ich bezeugen, daß ſie mir geſtern ſagte: „Wählt er eine andere, ſo bin ich unglücklich bis an mein Ende!“ Sie werden dieſe Liebe zu lohnen wiſſen!“

Helene weinte ſtill und heftig vor ſich hin — er aber, wortlos, regungslos ſtand er da, erdrückt von der Wucht dieſes entſetzlichen Augenblicks. Wild zuckten die Gedanken durch ſein Hirn, die Empfindungen durch ſein Gemüt.

„Sprich!“ rief es in ihm. „Jede Sekunde Schweigens iſt ein Verbrechen an dir und Anna!“ Aber was ſollte er ſagen, wie das Unerhörte aufklären, ohne das arme Mädchen da tödlich zu verwunden?! Als Frau von Knittl die Lampe entzündete und er das thränenüberſtrömte Antlitz Helenens mit dem Ausdruck rührendſter Hingebung ſich zugewendet ſah, wichen die Empfindungen, die ihn bisher durchſtürmt, die Erregung, die Verzweiflung, die grenzenloſe Befangenheit vor der Einen: dem Mitleid. Er durfte es nur brieflich thun.

Jetzt freilich fand er zunächſt auch kein anderes Wort. Statt ſeiner ſprach Frau Katharina; ſie erzählte von ihrem Gatten, ihrer Familie. Dabei las ſie in der Seele des ſchweigenden Mannes wie in einem offenen Buche. „Jetzt ſtiliſiert er den Brief an mich!“ dachte ſie ſchauernd. Und als draußen ein Schritt ging und er zuſammenfuhr, deutete ſie auch dies richtig. „Und nun muß ich auch noch einen neuen Betrug auf meine Seele nehmen,“ dachte ſie verzweiflungsvoll . . . „Wie wird ſich Anna freuen, wenn ſie heimkommt!“ ſagte ſie dann laut. „Sie hat neben der Liebe zu Helenen auch noch ihren beſonderen Grund dazu. Jetzt, wo Sie zur Familie gehören, darf ich's ſagen: ein trefflicher Mann liebt ſie und wird

von ihr geliebt. Den Namen ſollen Sie ſpäter erfahren; der dumme Guſtel, von dem die Leute ſchwatzen, iſt's natürlich nicht. Und ſie wußte wohl, daß ich die Verlobung der Jüngeren vor der der Älteren nicht zugeben würde!"

Helene konnte einen Ausruf freudigſter Überraſchung nicht unterdrücken; er überhörte es, ſo ſehr ſchmetterte ihn dieſer neue Schlag nieder. „Fort," dachte er, „ich erſticke."

Aber da ging die Klingel, ein Beſuch trat ins Zimmer; es war Lina Brichta. Befremdet gewahrte ſie Helenens Thränen, Klauſers erregtes Antlitz. Frau Katharina erhob ſich:

„Sie dürfen uns beglückwünſchen, liebes Kind! Klauſer hat ſich eben mit Helene verlobt. Vor Ihnen und Ihren Eltern wollen wir kein Geheimnis haben; die offizielle Nachricht wird Klauſers Trauer wegen erſt in einigen Wochen folgen; ich denke, bis das erſte Vierteljahr um iſt."

Dann aber, nachdem Lina ihre Glückwünſche ausgeſprochen, wandte ſie ſich an den Profeſſor: „Verzeihen Sie, daß ich Sie nun fortſchicke, lieber Sohn, aber Helene bedarf der Ruhe. Natürlich erwarten wir Sie morgen zum Speiſen." —

„Er war ſo ſeltſam, faſt verſtört," klagte Helene

der Mutter, nachdem auch Lina gegangen war. Aber dieſe tröſtete:

„Nicht verſtört, ſondern von ſeinem Glück überwältigt! . . . Meine Mitteilung über Anna,“ fuhr ſie fort, „hat auch Dich überraſcht. Ich durfte es Dir nicht früher ſagen, auch jetzt muß ich den Namen verhehlen. Du weißt, ſie iſt ſo eigen, und ich habe ihr mein Schweigen feierlich zuſichern müſſen. Sag' auch Du ihr nichts darüber!“ Anna hatte mit Barteneggs eine Schlittenpartie nach deren Villa in St. Veit unternommen; draußen ſollte ſoupiert, dann getanzt werden. „Sie kommt wohl erſt gegen Mitternacht heim,“ fuhr ſie fort. „Du wirſt früh zu Bette gehn, ſonſt findet Dein Heinrich morgen ein allzublaſſes Bräutchen. Ich will aufbleiben und ſie erwarten.“

So that ſie.

„Eine freudige Nachricht,“ ſagte ſie der Heimkehrenden, die erſtaunt war, Mama noch wach zu finden. Sie zog ſie in den Salon und erzählte. „Denke Dir die Ueberraſchung!“ ſchloß ſie.

Anna wurde totenbleich und taumelte einen Schritt zurück.

„Unmöglich!“ rief ſie wild. „Nach dem, was er mir geſtern — — Wie iſt es zugegangen? ich muß alles wiſſen!“

Frau Katharina hatte Mühe, ihre Faſſung zu behaupten, und doch bedurfte ſie ihrer. Möglichſt gelaſſen erwiderte ſie, daß Klauſer geſtern von ihr eine Unterredung mit Helenen erbeten, heute ſeine Werbung vorgebracht.

Anna hörte mit geſenktem Haupte, ſchwer atmend zu.

„Was haſt Du?“ fragte die Mutter. „Anna, Du liebſt ihn doch nicht? Du haſt ja ſeiner nie erwähnt und häufig geäußert, wie ſehr Du Dich in ſeiner Geſellſchaft gelangweilt haſt?“

„Ja, ja!“ rief das Mädchen leidenſchaftlich. „Bisher war er mir gleichgiltig, nun aber verachte ich ihn!“

Sie warf ſich in einen Fauteuil und ſchlug die Hände vors Antlitz.

Es war eine lange Stille zwiſchen den Beiden.

Dann trat die Mutter auf ſie zu.

„Und das willſt Du,“ fragte ſie faſt flehentlich, „Deiner Schweſter ſagen, die Deiner harrt, um ihre Freude mit Dir zu teilen?“

„Sei unbeſorgt, Mutter,“ war die Antwort. „Helene iſt gut; möge ſie glücklich werden!“ Und dasſelbe ſagte ſie der Schweſter einige Minuten ſpäter in ihrer gemeinſamen Schlafſtube unter heißen Küſſen und Thränen. Lange, lange hielten ſich die Beiden innig umfangen.

Im nächſten Gemach aber ſaß die Mutter, lauſchte ihrem leiſen Schluchzen und ſehnte ſich umſonſt nach lindernden Thränen. „Anna liebt ihn,“ murmelte ſie. „Das wenigſtens habe ich nicht gewußt; das darfſt Du mir nicht in das Schuldbuch ſchreiben, mein Gott und Herr!“

Dann aber richtete ſie ſich wieder auf. „Ich habe nicht anders gekonnt, und alles wird, nein muß gut werden!“

Sie dachte an den Mann, der wohl eben mit ſich kämpfte. Gäbe es eine Wirkung in die Ferne, er hätte ihr erliegen müſſen, ſo ehern umklammerten ihn alle ihre Gedanken.

Aber es bedurfte ſolchen Wunders nicht; ſein eigenes weiches, zartfühlendes Weſen zwang ihn in dieſelbe Bahn. Brütend ſaß er am Schreibtiſch, ſchritt dann auf und ab und ſetzte ſich wieder. Stunde um Stunde verrann; an die hundert Briefe mochte er in Gedanken geſchrieben haben, aber auf dem Bogen vor ihm ſtand nur die Anrede, und dabei blieb es auch.

Was gab ihm das Recht, das edle, gute Mädchen ins Herz zu treffen? Vielleicht war er einem liſtig ausgeheckten Betrug der Mutter ins Garn gegangen; ihre ungezähmte, kein Mittel ſcheuende Energie, die ungewöhnliche Stunde machten es denkbar; aber die-

ſelbe Stunde hatte er ſelbſt tags zuvor für ſeinen Beſuch gewählt, und gegen den Verdacht ſprach ja auch das Unerhörte des Wagniſſes! Wahrſcheinlicher als ein Betrug ſchien ihm ein Irrtum der Dame; ſie wußte um Helenens Liebe, wünſchte, daß ſich ſeine Wahl auf dieſe lenke, glaubte nach Menſchenart gern, was ſie ſo heiß wünſchte, und hatte ein Recht dazu; hatte ſich nicht auch ſein Geſpräch mit Helene, das ſie gleichfalls unterbrochen, auf ſeine Wiſſenſchaft bezogen?! Ein Zufall, dann ſeine Schwachſichtigkeit hatte die unſelige Werbung bewirkt — warum ſollte Helene dafür büßen? Sie, die doch ſicherlich an jedem Betrug unſchuldig war?! Und Anna war ihm ja jedenfalls verloren, ſie liebte einen andern! Das war keine Lüge der Oberſtin geweſen! — unmöglich! Auch er hatte ſich bei der Unterredung mit Anna getäuſcht, indem er aus der nun doppelt begreiflichen Erregtheit, mit der ſie den Gedanken an den Laffen abgewieſen, ein wärmeres Gefühl für ſich herausgehört.

Aber wie ſollte er Helene zu ſeinem Weibe machen, mit der Liebe zu ihrer Schweſter im Herzen? Er wurde dann unglücklich — und konnte ſie glücklich werden? Wieder trieb es ihn empor; ſchon war es heller Morgen, und noch ſchritt er ratlos, verzweifelt auf und nieder.

Um die achte Stunde trat ſein Diener ein; beſtürzt blickte er ſeinem Herrn ins blaſſe, überwachte Antlitz, dann nach dem unberührten Lager hin, wagte jedoch keine Frage; ſtumm legte er die Briefe, welche die Frühpoſt gebracht, vor ihn hin.

Klauſer griff nach dem erſten; er enthielt die Karte eines befreundeten Kollegen: „Vivat Frau Helene Klauſer!“ ſtand darauf.

„Auch das noch!“ murmelte er, „daran habe ich nicht gedacht!“ Aehnlichen Inhalts waren einige andere Briefe; der letzte, von Brichtas Hand, enthielt auch die Erklärung, wie die Nachricht ſchon am ſelben Abend den Herren bekannt geworden: ſeine Tochter habe ihm die frohe Kunde auf der Treppe erzählt, als er eben zum allwöchentlichen Profeſſoren-Abend ausgegangen.

„Und heute weiß es ganz Wien!“ dachte Klauſer. „Trete ich nun zurück, ſo bleibt der Makel auf dem Mädchen haften. Und ſage ich den Leuten die Wahrheit, ſo bleibt ein Makel doch, der der Lächerlichkeit, auf ihr und — auf mir!“ Er hatte bisher nicht daran gedacht, daß ſich ein Zug, der die Lachluſt reizen könne, in die Tragik dieſer Verlobung miſche — nun empfand er dies als neues und ſchärfſtes Weh. Es war ein unreines Element, das ſeinen Schmerz auch in ſeinen Augen erniedrigte.

„Nein! nein!“ knirſchte er, „ſie ſollen mich und das arme Mädchen nicht belächeln, noch bedauern dürfen!“

Was geſchehen, war nicht mehr zu ändern; er wollte es tragen.

Als er ſich am nächſten Tage gegen die Mittagsſtunde in der Reisnerſtraße einfand, gewann er es über ſich, Helenen freundlich zuzulächeln, ihre Stirne mit einem Kuß zu ſtreifen; auch die Glückwünſche zahlreicher Beſucher — es war ein Sonntag — ertrug er mit guter Miene.

Aber ſeine Stirne umwölkte ſich, als ſie ſich nur zu dreien zu Tiſch ſetzten. Anna habe ſich geſtern erkältet, erklärte die Mutter; ſie dürfe das Bett nicht verlaſſen — natürlich ein Unwohlſein ohne Bedeutung. Das machte ihn unruhig und argwöhniſch; auch Helene war ſchweigſam und gedrückt; um ſo liebenswürdiger gab ſich die Mutter, was wahrlich keine Heuchelei war; ſie wäre ihm, als er gekommen, gerne um den Hals geflogen.

Noch düſterer ward ſeine Stimmung am Abend; neben vielen anderen Beſuchern fanden ſich Hötzingers ein, und kaum, daß ſie in den Salon getreten, erſchien auch Anna, recht blaß, aber anſcheinend in fröhlichſter Laune. „Meinen Glückwunſch!“ ſagte ſie lachend zu

Klauſer und ſchüttelte ihm kräftig die Hand. „Ich war aber gar nicht überraſcht!“

Das war alles, was ſie an ihn wendete; von da ab ſprach ſie faſt ausſchließlich mit Hötzingers. Als dieſe erzählten, ſie reiſten am nächſten Morgen auf ihr Gut bei Brünn, um dort die ländlichen Winterfreuden eine Woche lang auszukoſten, fragte ſie ſofort:

„Darf ich mit?“

Sie ſtimmten mit Vergnügen zu, Guſtel verſicherte ein Dutzend Mal, ein ſo babyloniſch reizender Einfall ſei ihm noch nie vorgekommen, und auch Frau Katharina gab anſcheinend freudig ihre Zuſtimmung.

Als die letzten Beſucher gegangen waren, empfahl ſich auch Klauſer; er habe die Nacht ſchlaflos zugebracht, entſchuldigte er ſich.

Wieder mußte Frau Katharina die bekümmerte Braut tröſten; ſie that es diesmal mit ungleich größerer Zuverſicht.

„Er wird morgen zärtlich ſein!“ ſchloß ſie mit einer Beſtimmtheit, als ſicherte ſie ihr für den nächſten Tag einen neuen Hut zu.

Sie irrte; Klauſer ward auch in der Folge nicht zärtlicher.

Er fand ſich täglich mit den beſten Vorſätzen ein und gab ſich auch ehrliche Mühe, ſeiner Braut liebreich

zu begegnen, aber ein koſendes Wort wollte ihm nicht über die Lippen, und ihren Mund berührte er ſeit der Verlobungsſtunde nicht mehr.

Das arme Mädchen litt viel darunter und weinte heimlich die bitterſten Thränen. Vergeblich tröſtete die Mutter: „Jeder Mann muß ſich an den Brautſtand gewöhnen; der zärtlichſte Bräutigam hat anfangs Stunden, wo er ſeufzend an die verlorene Freiheit denkt — und was willſt Du, er iſt eben ein ſchüchterner Menſch!“ — Helene fühlte doch, daß es da an etwas fehle; vielleicht an dem Beſten, an der Liebe, dachte ſie in tiefem Gram.

So war eine Woche vergangen.

Als Klauſer am nächſten Sonntag gegen die elfte Vormittagsſtunde zu ſeiner Braut kam, empfing ihn die gute Marie, die ihn ſeines geſetzten Weſens wegen ſehr ins Herz geſchloſſen, mit geheimnisvollem Lächeln.

„Eine Neuigkeit, Herr Profeſſor,“ flüſterte ſie ihm vertraulich zu. „Wir haben nun zwei Bräute im Haus! Fräulein Anna iſt geſtern abends heimgekommen, ſie hat ſich auf dem Gut mit dem Herrn von Hötzinger verlobt!“

Er taumelte einen Schritt zurück.

„Unmöglich!“ rief er.

„Aber, wenn ich's Ihnen ſage!“ beteuerte Marie

faſt gekränkt. „Es fehlt nur noch das Jawort der Frau Oberſtin, und der Herr Guſtel wird um ein Uhr im ſchwarzen Frack kommen, es ſich zu holen . . . Fräulein Helene und die gnädige Frau ſind ausgegangen, kommen aber bald zurück. Auch können Sie ja Fräulein Anna ſelbſt fragen. . . Aber was iſt Ihnen, Herr Profeſſor, Sie ſehen ja zum Erſchrecken aus . . .“

„Es iſt nichts . . . Iſt Fräulein Anna im Salon?“

„Nein, in ihrem Zimmer. Soll ich ſie in den Salon bitten?“

„Ja — ſofort!“

Nach wenigen Sekunden kehrte die Magd zurück.

„Das Fräulein iſt unwohl,“ meldete ſie mit verlegener Miene.

Er ſtand einen Moment unſchlüſſig, im nächſten war er bereits im Vorzimmer, klopfte an die Thüre der Stube der Schweſtern und trat, ohne Antwort abzuwarten, ein.

Es war ein kleines Gemach, das außer den Betten der beiden Mädchen nur wenigen, dürftigen Hausrat enthielt. Eine Thüre, die nur angelehnt war, führte in das Schlafzimmer der Oberſtin. An einem Schreibtiſchchen neben dieſer Thüre war Anna geſeſſen, bei ſeinem Eintritt richtete ſie ſich haſtig empor.

„Sie entſchuldigen!“ ſagte er fliegenden Atems.

„Aber ich muß Sie ſprechen! Sie wollen ſich mit Herrn v. Hötzinger verloben?“

Sie trat ihm einen Schritt entgegen.

„Ja!“ erwiderte ſie kurz. „Ich habe es eigentlich ſogar bereits gethan.“ Ihr Ton wurde immer ſchärfer. „Entſchuldigen Sie, daß ich Sie nicht vorher um Ihre gütige Erlaubnis gebeten habe!“

„Es darf nicht ſein!“ rief er und faßte ihre Hand. „Sie machen ſich für Lebenszeit unglücklich, Anna! Dieſer Laffe —“

Sie riß ihre Hand aus der ſeinen und wich zurück; ihre Augen blitzten.

„Schweigen Sie!“ rief ſie. „Wer giebt Ihnen das Recht, meinen künftigen Gatten zu beſchimpfen?“

„Sie ſelbſt haben den Mann nicht höher taxiert! Noch bei unſerer letzten Unterredung! — Erinnern Sie ſich doch —“

Sie richtete ſich hoch auf.

„Und an dieſe Unterredung wagen Sie mich zu mahnen? . . .“

Aber das Wort reute ſie, kaum daß es ihr entfahren war. „Ich danke für Ihre gütige Teilnahme!“ fuhr ſie raſch fort. „Jedoch Beſuche in dieſem Zimmer —“

Er hatte ſeine Faſſung wiedergewonnen.

„Man kümmert ſich um ſolche Lappalien nicht, wo

ein Lebensglück auf dem Spiel ſteht. Es iſt unmöglich, daß Ihnen dieſer Menſch teuer ſein kann. Auch lieben Sie ja einen Anderen, einen Würdigeren! Jetzt, wo Helene verſorgt iſt, ſteht Ihrer Neigung kein Hindernis mehr im Wege!“

„Einen Andern? Sie ſprechen im Fieber! Wen?“

„Den Namen kenne ich nicht. Ihre Mutter nannte ihn nicht. Aber die Thatſache ſelbſt wird ſie ja wohl nicht erfunden haben!“

Sie horchte hoch auf.

„Alſo meine Mutter erzählte Ihnen das! Wann? War —“

Sie ſtockte und fuhr dann mit faſt erſtickter Stimme fort:

„War meine Schweſter bereits Ihre Braut?“

„Ja!“

„Dann verſtehe ich es nicht. Denn es war eine Unwahrheit.“

„Aber ich verſtehe es!“ ſagte er langſam, dumpf, jedes Wort betonend. „Alles verſtehe ich nun! O, es iſt furchtbar!“

„Was?“

Er blickte zu Boden.

„Es würde nichts nützen!“ murmelte er. „Nur Eines habe ich Ihnen noch zu ſagen, von Ihnen zu

erflehen, weiſen Sie die Werbung dieſes Menſchen ab! Laſſen Sie ſich nicht von dem Glanz dieſes Reichtums blenden, deſſen ſchmählichen Urſprung alle Welt kennt ... Ich flehe Sie um Ihretwillen an ... ich habe ja nichts mehr zu hoffen ..."

„Sie führen ſeltſame Reden, Herr Profeſſor," ſagte ſie mit wieder aufflammendem Hohn. „Darf ich Sie daran erinnern, daß Sie der Bräutigam meiner Schweſter ſind? Es war lange nicht zu entſcheiden, welche von uns beiden Sie mit Ihrer Neigung beglückten, und Sie haben dies recht geſchickt zu verbergen gewußt. Aber nun ſollte das erbärmliche Spiel ſein Ende haben. Es iſt auch nutzlos, Herr Profeſſor. Dieſe letzte, ſentimentale Redensart zum Beiſpiel war ja recht geſchickt hingeſeufzt und hat auf mich doch nur den Eindruck einer Infamie —"

„Halt!" rief er außer ſich. „Auch meine Kraft hat ein Ende. Ich habe Sie verloren, Ihre Achtung will ich behalten! Ich habe kein erbärmliches Spiel getrieben. Ich habe Sie geliebt, Sie zu werben kam ich her und drückte Ihrer Schweſter den Verlobungskuß auf die Lippen, in der Meinung, daß Sie es wären!"

Ein leiſer, dumpfer Schrei, ein Aufſchrei des tiefſten Wehs, folgte dieſen Worten; er glaubte, daß er von ihren Lippen gekommen.

Sie aber ſtand ſtumm, regungslos da.

Endlich murmelte ſie: „Erzählen Sie alles!“

Er berichtete es in kurzen Worten.

„Wir wollen nicht fragen, wie ſich das Unheil gefügt hat,“ fuhr er fort. „Ich bin nun der Verlobte Ihrer edlen, trefflichen Schweſter. Sie liebt mich, ich weiß es. Daß mein Herz Ihnen gehörte — nein! ich mag nicht lügen! — daß es Ihnen gehört und gehören wird, ſoll ſie durch meine Schuld nie erfahren. Für uns alle wäre es nicht gut, wenn wir in Einer Stadt blieben. Ich habe bisher jeden Ruf an eine auswärtige Hochſchule ausgeſchlagen, den nächſten, der mir nach meiner Verheiratung zukommt, nehme ich an. Sie aber — Ihnen iſt ſicherlich jenes ſchöne Glück vorbeſtimmt, deſſen Sie würdig ſind! Ketten Sie ſich nicht an dieſen Menſchen, aus Erbarmen für ſich und mich! Ich trage mein Leid, aber der Gedanke, daß die Ereigniſſe der letzten Tage an Ihrer Entſchließung ſchuldig ſind, würde mich erdrücken. Noch einmal, Anna, erbarmen Sie ſich meiner — ich bin auch ohnehin unglücklich genug!“

Sie hörte ihn ſtumm, geſenkten Hauptes an. Dann zuckte es in ihren Zügen, jähe Thränen überquollen ihre Wangen, zitternd ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen.

„Ich will . . .“ murmelte ſie. „Es wäre wohl auch ohnehin über meine Kraft gegangen . . .“

„Ich danke Ihnen!“

Er wollte ihre Hand faſſen. Im nächſten Augenblicke aber —

„Oh, daß es ſo hat kommen müſſen!“ ſchluchzte ſie wild auf, und er fühlte ihre Arme um ſeinen Nacken geſchlungen, ihren Mund auf dem ſeinen.

Nur eine Sekunde lang. Im nächſten Augenblicke ſtand er wieder im Vorzimmer und trat dann, ſich mühſam ſammelnd, in den Salon zurück.

Kurz darauf trat die Oberſtin ein; ſie war eben heimgekommen und hatte noch den Hut nicht abgelegt.

„Sie ſind allein?“ fragte ſie erſtaunt. „Iſt Helene noch nicht da? Sie trennte ſich vor einer Viertelſtunde von mir, um raſcher nach Hauſe zu kommen, weil ſie Sie erwartete. Dann wird ſie wohl noch in ihrem Zimmer ſein und nicht wiſſen, daß Sie da ſind.“

Raſch trat ſie auf die Thüre ihres eigenen Schlafzimmers zu, durch das man aus dem Salon in jenes der Mädchen gelangte. Die Thüre war verriegelt.

„Was ſoll das nun wieder?“ rief ſie ungeduldig und klopfte heftig. „Biſt Du drin, Helene?“

Es kam keine Antwort, erſt auf nochmaliges Klopfen ein leiſes „Ja!“

„Nun, ſo öffne doch! Heinrich iſt hier ... Kleideſt Du Dich um?“

„Ja — ich komme bald!“

„Was iſt das für eine kurioſe Stimme? Weinſt Du? — Biſt Du nicht wohl?“

„Ganz wohl, Mama!“

Kopfſchüttelnd trat Frau Katharina zurück und wandte ſich wieder zu Klauſer. Er hatte das Geſpräch nur wie im Traum gehört; einen Augenblick dachte er daran: „Um Himmelswillen! wenn Helene unſer Geſpräch gehört hat!“ — dann nahm ihn der Gedanke an Anna wieder in Bann. Denn Frau Katharina erzählte ihm eben des Langen und Breiten die Geſchichte von der neuen Verlobung und ſchloß:

„Mir paßt's nicht recht; auch hatten ja Anna und ich, wie ich Ihnen bereits einmal angedeutet habe, eigentlich ganz andere Abſichten, aber was will ich nun mit dem eigenſinnigen Mädel anfangen? Es bleibt mir eben nichts übrig, als heute dem Guſtel in Gottes Namen Ja und Amen zu ſagen!“

Er erwiderte nichts, es fiel der Oberſtin nicht auf, und ſie begann nun auch die Lichtſeiten der neuen Verbindung zu ſchildern.

Da trat die Magd ein. „Das Fräulein Anna läßt die gnädige Frau bitten, sofort zu ihr zu kommen!“ Und flüsternd, aber so, daß es der Professor deutlich hören konnte, fügte sie hinzu:

„Das Fräulein ist so aufgeregt und weint sehr. Soeben ist auch Fräulein Helene zu ihr eingetreten, und nun weinen beide, daß es einen Stein erbarmen könnte!“

„Was das nun wieder ist!“ murmelte die Oberstin unmutig und erhob sich. „Sie entschuldigen, lieber Sohn!“

Diesmal blieb er wohl eine halbe Stunde allein.

Endlich erschien Frau Katharina wieder. „Da haben wir die Bescherung!“ sagte sie mit hochgerötetem Antlitz. „Nun will sie plötzlich wieder den Gustel partout nicht und Helene unterstützt sie noch dabei. „Anna muß den Mann heiraten, der ihrer würdig ist,“ wiederholt sie immer. An wen sie dabei nur denken mag? . . . Das heißt,“ unterbrach sie sich hastig, „wahrscheinlich meint sie denselben, von dem ich Ihnen vorhin sprach! Nun, so muß denn ich in den sauren Apfel beißen und es übernehmen, den Gustel aufzuklären . . .“

Sie warf einen Blick auf die Uhr. „Bald Eins! er muß ja gleich da sein! Verzeihen Sie, lieber Heinrich,

daß ich Sie nun fortſchicken muß und nicht einlade, mit uns zu frühſtücken. Helene mag ſich jetzt vor Ihnen nicht blicken laſſen — ſie iſt ſo verweint! Natürlich treffen wir uns um fünf Uhr bei Brichtas zum Diner. Ihr werdet ſcharf angetoaſtet werden!“

Er ging.

Als er aus dem Hauſe trat, fuhr eben Hötzingers Wagen vor . . .

Als Klauſer um die angeſagte Stunde zu Brichtas kam, traf er ſeine Braut nicht; außer einigen Freunden waren nur Anna und die Mutter zugegen.

„Da kann man wieder Helenens Gemüt erkennen!“ ſagte ihm Frau von Knittl. „Sie hat ſich die Szenen von heute vormittag ſo zu Herzen genommen, daß ſie nun thatſächlich zu Hauſe bleiben mußte. Auch ich bin recht angegriffen; der Guſtel thut mir aufrichtig leid; helfen konnte ich ihm nicht. Am gefaßteſten iſt eigentlich Anna, die es doch am nächſten angeht.“

Die Mutter irrte; das Mädchen war nur deshalb mitgekommen, weil Helene dies mit rätſelhafter Heftigkeit von ihr erfleht. Als ſie Klauſer ſah, überzog ein Glutſtrom ihre Wangen.

Das Diner — ein Brautdiner ohne Braut — verlief recht ſtill; die Toaſte waren auf Klauſers Bitte unterblieben.

Unmittelbar nachdem die Tafel aufgehoben war — es ging gegen ſieben Uhr — ſtahl ſich Frau Katharina hinweg, ohne daß die andern es gewahrten. „Ich muß nach Helenen ſehen," flüſterte ſie ihrer jüngeren Tochter zu, „mir ſcheint, ſie hat etwas Fieber. Du mußt vorläufig hier bleiben und mich dann entſchuldigen!"

Als ſie die Treppe zu ihrer Wohnung emporſtieg, kam ihr Marie entgegen.

„Gottlob, daß Sie da ſind!" rief ſie ihrer Herrin entgegen. „Soeben wollte ich Sie holen, obwohl es das Fräulein ſtreng verboten hat. Aber ich konnte es nicht auf mein Gewiſſen nehmen, länger zuzuſehen . . ."

Die Oberſtin mußte ſich an das Geländer halten.

„Sie iſt krank?" rief ſie.

„Nein! — oder doch vielleicht, ſie iſt ſo totenblaß! Aber denken Sie nur, kaum daß Sie fort waren, habe ich ihren Koffer vom Hausboden holen müſſen. Und für acht Uhr hat ſie ſich einen Wagen zur Südbahn beſtellen laſſen!"

Frau Katharina ſtarrte die Magd entſetzt an. „Herr im Himmel," dachte ſie, „ſollte ſie plötzlich wahnſinnig geworden ſein?!"

Im nächſten Augenblicke war ſie in ihrer Wohnung, im Zimmer des Mädchens.

Helene ſchloß eben ihren Koffer. „Was ſoll das heißen?“ ſchrie die Mutter ſchrill auf.

Helene war bei ihrem Eintritt zuſammengezuckt, nun richtete ſie ſich langſam auf.

„Ich reiſe nach Graz, zu Tante Antonie,“ ſagte ſie leiſe, aber feſt. „Der Zug geht um Neun . . . Es thut mir leid, Mama, daß Du gekommen biſt, ich hätte die Unterredung gern vermieden; das Notwendige ſollte Dir dieſer Brief ſagen.“ Sie wies auf ein Schreiben, das geſchloſſen auf dem Tiſche lag. „Und ändern wirſt Du meinen Entſchluß nicht!“

„Was ſprichſt Du da?“ murmelte die Mutter heiſer und wiederholte dann dieſelben Worte mit gellender Stimme. „Nach Graz? . . . Wozu? . . . Was ſoll Dein Verlobter davon denken?!“

„Das iſt Klauſer nicht mehr!“ ſagte Helene. „Ein Brief, den er heute abend bei ſeiner Heimkunft von mir vorfindet, giebt ihn frei!“

„Aber, mein Gott! — liebſt Du ihn nicht mehr?“

„Ja!“ rief Helene. „Ja! ich liebe ihn, wie nur je ein Mädchen einen Mann geliebt hat — wie ihn keine andere liebt!“ Es war ein Ton unſäglicher Leidenſchaftlichkeit in ihrer Stimme. „Und ich werde ihn lieben, bis ich ſterbe! Und eben darum gab ich ihn frei! Er ſoll durch mich nicht unglücklich werden!“

„Unglücklich! Was Du Dir nur einbildeſt! Weil er Dir nicht zärtlich und heiter genug ſcheint? Ich ſagte Dir ſchon, das wird ſich geben! Wäreſt Du ihm nicht teuer, hätte er dann um Dich angehalten?“

Helene richtete ſich auf.

„Mutter,“ ſagte ſie dumpf und drohend. „Sprich davon nicht! Ich könnte vergeſſen, daß Du aus Liebe zu mir gefrevelt haſt!“

„Du faſelſt . . .“

„Ich weiß alles!“ Kurz, hart, warf ſie ihr die Thatſachen ins Geſicht. „Ich weiß es aus ſeinem eigenen Munde.“

Sie erzählte von der Unterredung, die ſie heute belauſcht. „Gott iſt mein Zeuge — ich war ahnungslos heimgekommen und hatte nicht horchen wollen. Und was ich in jenen Minuten litt — Mama, mehr kann noch nie ein armes Herz auf Erden gelitten haben . . . Vielleicht bin ich nicht ganz ſchuldlos, vielleicht war es ſchon Sünde, wenn ich, ein unhübſches, unbedeutendes Mädchen, einen Mann, wie ihn, zu lieben wagte, vielleicht auch hätte ich Anna fragen müſſen, wie es zwiſchen ihnen beiden ſtehe . . . Aber iſt eine Schuld an mir, ſo habe ich ſie hundertfach gebüßt. Und was Deine Schuld daran war, Mama, verzeihe ich Dir!“

Frau Katharina ſaß eine Minute wie betäubt da. Dann richtete ſie ſich trotzig auf. „Das ſind Sentimentalitäten, die nicht ſchwer wiegen . . .“

„Mama!“

„Jedenfalls leichter, als Dein Lebensglück . . . Uebrigens hätte ich von Klauſer höher gedacht! Ein braver Mann trägt die Folgen ſeines eigenen Irrtums und macht deshalb nicht Andere unglücklich. Was ſprichſt Du da von meiner Schuld?! Seine Kurzſichtigkeit war's. Und wie hätte ich ahnen ſollen, daß er die Unterredung mit Anna wünſchte und nicht mit Dir?“

„Du wußteſt es! Das beweiſt die Wahl der Stunde und die Anweiſung, die Du mir vorher gabſt: „Er iſt ſo ſchüchtern und liebt Dich ſo heiß! Sage ihm ſofort, daß Du ihn liebſt!“ . . . „Oh, wie ich mich ſchäme! — ſchäme!“ ſchrie ſie wild auf, „wie mir dieſer Kuß, der einer andern galt, auf den Lippen brennt!“

Darauf war es lange ſtill.

„Du armes Kind!“ murmelte Frau Katharina endlich. „Und ich unglückliche Mutter . . . Du haſt den Brief an ihn ſchon abgeſendet?! Da läßt ſich nichts mehr thun! . . . Was wird die Welt ſagen?“

„Die Welt — und immer wieder die Welt!“ rief Helene bitter. „Der Welt zuliebe haben wir uns

heimlich die Finger wund gearbeitet und uns kaum das trockene Brot gegönnt, nur um bei anderen Braten eſſen zu können! Der Welt zuliebe haſt Du uns bettelarme Mädchen nichts Nützliches lernen laſſen, außer den Künſten, die etwa einen reichen Werber anziehen konnten. Der Welt zuliebe haſt Du, ein redliches Weib, das den Namen des redlichſten Mannes trägt — —“

Sie verſtummte.

„Verzeih!“ ſchluchzte ſie dann auf und umſchlang die Mutter. „Auch Du büßeſt ja in dieſer Stunde, was Du gefehlt, aus Liebe gefehlt haſt!“

Frau Katharina erwiderte nichts, ſchweigend fuhr ſie mit der Hand über Haar und Wangen ihres Lieblings.

„Ich will Dir nicht widerſprechen,“ ſagte ſie endlich feſt. „Es war eine Sünde, aber ich mußte ſie auf meine Seele nehmen. Verdamme mich nicht, Kind! Jeder Menſch handelt, wie ihm ſein Weſen und die Erfahrungen ſeines Lebens gebieten; ich habe ſehr mit mir gekämpft und doch nicht anders gekonnt! O wenn Du wüßteſt, wie ich jene Nacht verbracht habe, wo ich den Entſchluß gefaßt! Aber ich ſagte mir immer: „Die Gelegenheit, ſie glücklich zu verſorgen, bietet ſich vielleicht nie wieder, ſie ſoll nicht werden, was ich durch lange, entſetzliche Jahre war: eine einſame, verhöhnte,

verbitterte alte Jungfer!“ Ich erinnerte mich, wie mir zu Mute war, wenn ich damals aus einer Gesellschaft heimkam, und woran ich dachte als an die einzige Erlösung aus diesem grenzenlosen, kleinlichen Jammer . . . „Ihr,“ gelobte ich mir, „soll dieser Gedanke erspart bleiben!“ Und nun war alles vergeblich, Du wirst nicht heiraten, Kind, und unglücklich werden!“

Nun erst kamen der harten Frau die Thränen, sie weinte lange und hielt dabei ihr Lieblingskind fest an sich gedrückt.

„Sei getrost,“ bat Helene. „Ob ich je heiraten werde, weiß ich nicht — doch nein, keine Lüge! — ich weiß es, es wird nicht geschehen. Aber unglücklich und verbittert werde ich nie werden. Ich werde es versuchen, anderen nützlich zu sein, zunächst der guten Tante, die jetzt so einsam ist, dann anderen — es wird schon gehen, Mama! Du selbst wirst es mir erleichtern: meinem Leben wird nicht das Licht fehlen, daß ich das Glück zweier anderen Menschen ermöglicht habe. Der Professor wird sicherlich um Anna werben — Du wirst sie ihm nicht weigern, Mama! Ich verlange kein Versprechen, ich weiß, Du wirst es thun! Und nun leb wohl, der Wagen wartet!“ —

Das hatte sich an einem Februartage von 1870 begeben. Ein Jahr später vermählte sich Klauser, der

inzwiſchen eine Profeſſur an einer norddeutſchen Hochſchule angetreten, mit Anna. Die Hochzeit weckte ebenſo großes Aufſehen in der Wiener Geſellſchaft, wie ein Jahr vorher die Ereigniſſe jenes Sonntags. Das Glück des jungen Paares konnte das Gerede nicht ſtören. Es hat bis heute gewährt und iſt ein ſo ſchönes, reiches Glück geworden, wie es wenigen Menſchen hienieden gegönnt iſt.

Die beiden Schweſtern ſahen ſich erſt wieder, als Frau Katharina zum Sterben kam. Das war vor drei Jahren, in Graz, in der beſten Stube jenes Mädchenpenſionats, dem Helene vorſteht. Die Mutter hatte die letzten Jahre bei ihr verlebt, ſie war Zeugin ihrer Thätigkeit geweſen und der Art, wie ſie dieſe übte, und darum verſchönte es die letzten Stunden der alten Frau, daß ſie ſich kaum zu ſagen wußte, welche ihrer beiden Töchter ſie friedvolleren Herzens auf Erden zurücklaſſe.

Kossowicz's Rache.

Es war am 7. Juli 1866 — das Schickſal hat dafür geſorgt, daß ich das Datum nie vergeſſe — Morgens halb Neun, im Lehrſaal der Septima zu Czernowitz in der Bukowina; Unterprima würde man die Klaſſe in Deutſchland nennen. Auf dem Katheder ſtand der Profeſſor Wilhelm Lang, der ehrgeizige Mann, der mit uns den Horaz ſchon in Septima las, die ſchlanke elegante Geſtalt leicht vorgeneigt, ſein Prüfungsbüchlein in der weißen, weichen, beringten Hand. „Koſſowicz!“ hatte er eben gerufen und dazu gelächelt, wie er immer zu lächeln pflegte, wenn er den großen, plumpen, dicken Menſchen aufrief. Und der einfältige rumäniſche Popenſohn hatte ſich erhoben und die asklepiadiſche Strophe ſchlecht ſkandiert und ſtotterte nun bei der Ueberſetzung — Alles wie immer. Wir Schüler aber grinſten fröhlich; nie machte Profeſſor Lang beſſere Witze, als wenn er den Koſſowicz Euſebius prüfte, unſern armen, vielgehänſelten „ultimus ultimorum.“

Diesmal ſollte es nun vollends ſo luſtig werden wie nie vorher. „Nil pictis timidus navita puppibus fidit,“ hatte der Rumäne geleſen und ſollte es nun überſetzen. „Der furchtſame Schiffer vertrauet nicht ...“ begann er, „vertrauet nicht ...“

„Seinem natürlichen Genie,“ fiel der Profeſſor ein, „ſondern präparieret ſich!“

Die Klaſſe wieherte.

„Koſſowicz! was heißt pingere?“

„Malen,“ flüſterte ein barmherziger Nachbar dem Prüfling ein.

„Malen,“ wiederholte Koſſowicz.

„Und puppis?“

„Hinterteil des Schiffs,“ flüſterte derſelbe Nachbar wieder. Aber Koſſowicz verſtand nur das erſte Wort. Ueber das ſtumpfe Geſicht flog es wie ein Leuchten.

„Ich weiß ich ſchon!“ ſagte er freudig in ſeinem ſeltſamen Deutſch. Und dann mit Donnerſtimme, jede Silbe wuchtig betonend: „Der furchtſame Schiffer vertrauet nicht auf ſein bemaltes Hinterteil!“

Wir brüllten los, daß die Wände widerhallten. Auch Lang lachte und lachte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Dann aber rief er:

„Koſſowicz Euſebius, ſetzen Sie ſich auf Ihre puppis. Schade, das Sie ſchon zu alt ſind, um ſie

Ihnen blau und rot zu ſtreichen: Es würde nichts mehr nützen!“

Seltſam, darauf blieb es ſtill. Wir waren übermütige Bengels zwiſchen fünfzehn und ſiebzehn, Koſſowicz unſer Prügelknabe, Lang unſer Abgott, jeder Witz von ihm wurde belacht, diesmal ſchwiegen wir. Denn wir fühlten: Das geht zu weit! So darf man einen dreiundzwanzigjährigen Mann nicht behandeln. Der arme, tölpelhafte Menſch, der ſpät auf's Gymnaſium gekommen und jede Klaſſe zweimal durchmachte, war vielleicht nur zwei Jahre jünger, als unſer eleganter Lehrer.

Auch Koſſowicz empfand es ſo. Zuerſt ſtand er regungslos, das dumpfe, ſtumpfe Antlitz vorgeneigt; offenbar verſtand er den „Witz“ noch nicht. Dann ging ein Zucken durch den wuchtigen Körper, er wurde totenbleich.

„Herr Profeſſor!“ lallte er faſt drohend. „Ich —“

Weiter kam er nicht. In demſelben Augenblicke that ſich die Thüre auf, der Direktor trat ein. Wir ſchnellten von den Sitzen empor, nicht bloß, weil es die Vorſchrift gebot, auch aus Überraſchung und Erwartung. Der Direktor kam während des Unterrichts — das war unerhört und mußte die gewichtigſten Gründe haben.

Keine angenehmen, das ſah man dem würdigen Manne vom Antlitz ab. Stefan Wolf hieß er, wir nannten ihn Gorgias, weil er dieſen Dialog des Plato in jeder Rede zitierte. Sein Antlitz war bleich und der mächtige Schnurrbart zitterte.

Er trat auf's Katheder, neben den Profeſſor, der ihn nicht minder erſtaunt anblickte als wir.

„Alſo," begann er — nie hat ein ſterbliches Ohr eine Rede des Wackeren vernommen, die mit einem anderen Wort begonnen hätte — „alſo Sie können gehen. Alſo der Unterricht für das Schuljahr iſt zu Ende. Die Zeugniſſe können Sie nach einer Woche bei mir abholen . . ."

Ein Laut der Überraſchung aus fünfzig Kehlen, dann ein Summen und Surren. „Warum?" riefen Einige.

„Unfug!" donnerte Gorgias. „Schweigen Sie! Alſo, der Herr Landeschef hat es eben verfügt. Alſo — der Krieg, der entſetzliche Krieg. Alſo" — der Schnurrbart zitterte konvulſiviſch — „die Schlacht von Königgrätz . . . aber damit nicht genug. Alſo" — und bei dieſen Worten hüpfte der Schnurrbart vollends wie ein ſelbſtändiges Weſen auf und nieder — „die Cholera . . ."

Wieder ein Rufen und Flüſtern.

„Unfug! Schweigen Sie! In ſolchen Zeiten ärgert man ſeinen Direktor nicht. Auch Obſt dürfen Sie nicht eſſen. Alſo wer Gurken ißt — Unfug, der ſtreng beſtraft werden muß! . . . Alſo, heute Nacht ſind in der Waſſergaſſe drei Menſchen geſtorben! . . . Gehen Sie nach Hauſe!“

Wir begannen die Bücher zuſammenzupacken.

„Ruhe! Unfug!“ donnerte er wieder. „Im Gorgias ſagt Plato . . .“ Er hielt inne. „Nein, das ſage ich Ihnen morgen — wollte ſagen nächſtens. Alſo — die Cholera . . . „χόλη“ — Galle — Gallenruhr . . . jede andere Ableitung iſt falſch . . .“ Und er wiederholte mit furchtbarer Entſchiedenheit: „Ganz falſch — hört Ihr!“ Dann aber brach ſich die Stimme des Mannes — ich bin im Leben ſelten einem warmherzigeren begegnet. „Adieu Jungens! Schwere Zeiten! . . . Haltet Euch vernünftig und fürchtet Euch nicht . . . Wir ſtehen in Gottes Hand . . . auf Wiederſehen — im Herbſte. Alle, hoffentlich wir Alle . . .“

Und er rannte hinaus, damit wir die Thränen in ſeinen Augen nicht ſehen ſollten, und wir Alle hinterdrein; er die nächſte Klaſſe aufzulöſen, wir über die Korridore auf die Gaſſe.

Sie lag im Glanz der Juliſonne; die Kinder ſpielten

auf den Trottoirs, die Leute gingen ihren Geſchäften nach. Nirgendwo eine erregte Miene, ein ängſtliches Wort. Wir lachten, riefen, pufften uns — hätten uns nicht die letzten Worte des guten Alten, den wir Alle, trotz ſeiner eigentümlichen redneriſchen Leiſtungen wie einen Vater liebten und ehrten, im Ohr nachgeklungen, unſere Freude über die unverhofft frühen Ferien wäre eine ungetrübte geweſen.

Erſt auf dem Marktplatz klang uns wieder jener Name entgegen, deſſen richtige Ableitung er uns ſo energiſch eingeſchärft, aber auch nicht eben in furchterregender Art. Zwei Poliziſten gingen von einer Höckerfrau zur anderen und konfiszierten die unreifen Kirſchen und Stachelbeeren. Die Weiber jammerten, die Umſtehenden lachten, auch die Poliziſten nahmen ihr Geſchäft nicht ernſt.

„Dumme Sache! Aber der Herr Bürgermeiſter hat's befohlen! Die Cholera! Platz, Ihr Leute!“

In der Siebenbürger-Gaſſe holte ich meinen Coëtanen Koſſowicz ein. Er ging geſenkten Hauptes dahin und wich Niemand aus, daß ihn die Leute zornig oder lachend aus dem Wege ſchoben. Ich holte ihn ein und ſprach ihn an.

„Nimm's Dir nicht zu Herzen,“ ſuchte ich ihn zu beruhigen. „Er hat's nicht ſo böſe gemeint.“

Er ſchüttelte den großen, unförmlichen Kopf. „Is mir bitter," ſagte er dumpf. „Is mir ſehr bitter!... Lang is Hund!" ſchrie er dann gellend auf.

„Das iſt er nicht!" ſagte ich. „Freilich hätte er den Witz nicht machen ſollen!"

„Is Hund!" wiederholte er. „Bin ich ſchlecht? Nein! Bin ich faul? Nein! Bin ich Bub? Nein! Schlechten, faulen Bub' droht man mit Prügel, aber mir? Ich bin ich alter Menſch mit Bart, unglücklicher Menſch! Warum? Kein Kopf zum Studieren! Muß doch ſtudieren! Will Bauer werden — ſoll Pope werden. Guter Menſch hätte Mitleid mit mir — alſo, Koſſowicz kann nichts, bekommt Dritte, aber man läßt ihn in Ruh'! Schlechter Menſch thut mir das an! Aber ich werd' ich es ihm zeigen — ruf mich Hund, wenn ich's nicht thu'!"

Auf dem ſtumpfen Antlitz lag der Ausdruck eines ehernen Entſchluſſes. „Koſſowicz," ſagte ich erſchreckt und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du wirſt Dich an Lang nicht rächen! Du wirſt Dich nicht unglücklich machen!"

„Mir is Alles eins," erwiderte er. „Unglücklich bin ich auch ſo! Aber er ſoll lernen beſſer ſein und vor Gott Furcht haben!"

„Was willſt Du thun?" fragte ich und hielt ihn feſt.

„Wirſt hören!“ erwiderte er, riß ſich los und trat in das kleine ebenerdige Haus, wo er mit vielen anderen Schülern bei einer Pfarrerswitwe zur Miete wohnte.

Das nahm ich viel ſchwerer als die Cholera und ſetzte meinen Weg ernſter fort als bisher. Erſt daheim kam mir eine Ahnung von dem Entſetzlichen, das der Name in ſich barg. Als ich mit der Kunde ins Zimmer trat, ward das Antlitz meiner Mutter bleich wie das Linnen, an dem ſie nähte. „Das iſt furchtbar . . .“ murmelte ſie mit entfärbten Lippen. „Wenn es ſo kommt wie vor fünfunddreißig Jahren . . .“ Und ſie erzählte mir von der Choleraepidemie von 1831, die ſie als junges Mädchen in Brody durchgemacht, wie jeder zehnte Menſch geſtorben und es nicht mehr Hände genug gegeben, die Toten zu beſtatten . . .

Ich hörte zu und weil ſie ſelbſt erregt war, machte es auch mir Eindruck, aber tief war er nicht. Dann nahm ich wieder die Mütze vom Nagel und wollte gehen.

„Wohin?“

„Zum Koſſowicz. Der arme Kerl ſoll keine Dummheiten machen!“ Ich erzählte ihr, um was es ſich handelte.

Sie nickte. „Aber bis Zwölf biſt Du zurück.

Wir gehen zu Deinem Vormund, der heute ſeinen Geburtstag hat, um ihm zu gratulieren. Auch ſpeiſen wir dort."

Der Rumäne war nicht zu Hauſe. Was ihm denn widerfahren? empfing mich ſeine Wirtin; er ſei lange brütend dageſeſſen und dann plötzlich fortgerannt. Und ob es wahr ſei, daß die Leute in der Waſſergaſſe dahinſtürben wie die Fliegen?!

Ich beſchloß hinzugehen, obwohl die Zeit knapp war, wenn ich Mittags wieder daheim ſein wollte. Czernowitz liegt auf einem Hügel, die Waſſergaſſe umgiebt, dem Lauf des Pruth folgend, den Fuß des Hügels. Damals wohnten nur arme Leute dort, namentlich Juden und Ruthenen; den Hochſommer abgerechnet, wo man die Pruthbäder aufſuchte, kamen die Städter nie in die armſelige entlegene Vorſtadt.

Wieder kam ich über den Marktplatz, er war nun etwas belebter als vorher, namentlich ſtanden die Leute in dichten Gruppen um große, gelbe Plakate, die eben angeſchlagen wurden. Der Bürgermeiſter teilte mit, daß ſich ſeit geſtern in der Pruthvorſtadt drei Fälle von Brechdurchfall mit tötlichem Ausgang ereignet. Ob es ſich um aſiatiſche Cholera handle, ſei noch nicht feſtgeſtellt, doch habe er ungeſäumt alles Nötige veranlaßt. Eine Cholerabaracke ſei im Bau,

die Pruthvorſtadt abgeſperrt. Die Bekanntmachung ſchloß mit einigen hygieniſchen Ratſchlägen.

Die Umſtehenden beurteilten dies Schriftſtück ſehr verſchieden. Die Einen lobten den Bürgermeiſter ſeiner Energie wegen, die Anderen fanden den Eifer höchſt überflüſſig. „Weil in der Pruthvorſtadt drei Arbeiter ſterben, die ſich den Magen mit unreifem Obſt vollgeſtopft haben, bringt er die ganze Stadt in Aufruhr!“ Am ſchärfſten verurteilte Herr Gregor Lupul dieſe „Dummheiten.“ Es war dies der Beſitzer des ſchönſten Hauſes, des mächtigſten Bauchs, der röteſten Naſe und des lauteſten Organs in ganz Czernowitz. „Wer iſt denn 1831 hier oben geſtorben? Kein Menſch, der zu eſſen hatte. Hab' ich nicht Recht, Mayer, Sie müſſen's ja auch noch wiſſen!“

„Gewiß weiß ich es, Herr von Lupul,“ erwiderte der kleine ſchmächtige Salomon Mayer geſchmeichelt. „Die Cholera iſt eine Art Hungertyphus, für die armen Leut' —“

„Und deshalb ſoll ich keinen Salat eſſen?“ rief Lupul entrüſtet. „Juſtament eſſ' ich heut' ſogar einen Italieniſchen! Kommen Sie mit, Mayer, zum Anatowicz in die Weinſtube!“

Mayer ging mit, ich aber der Waſſergaſſe zu. Je tiefer ich den Berg hinabkam, deſto mehr Leute ſtanden

da, deſto lauter ſprachen, deſto heftiger geſtikulierten ſie. Überall dasſelbe Thema und dieſelben Urteile. Die Einen prieſen, die Andern höhnten den Bürgermeiſter. Die Einen mahnten zur Vorſicht, die Anderen prahlten, was ſie ſich alles zu eſſen getrauten; die Einen erzählten zitternd, alle Stunde ſtürben da unten einige Menſchen und alle Ärzte ſeien dort beſchäftigt, die Anderen ſchworen, die Leute in der Waſſerſtadt ſeien ſo vergnügt, wie nur je. Sicheres wußte Niemand.

Da kamen zwei Wagen die Straße herabgepoltert, große unförmliche Karren, mit ſchwarzem Tuch überdeckt. Auf dem Bock ſaßen je zwei ſtädtiſche Diener.

„Wohin? Wozu?“ rief man ſie an.

„Die Toten abholen!“ erwiderte einer der Diener.

„Wie viel?“

„So ein Dutzend. Jetzt können's leicht mehr ſein!“

Ein wildes Schreien und Lärmen, dazwiſchen ein gelles Lachen — und im nächſten Augenblick war die Straße wie reingefegt. Heulend, jammernd, fluchend ſtürzten die Leute den Berg empor, ihren Wohnungen zu und gaben die Schreckenskunde verzehnfacht weiter.

Als ich den Eingang zur Pruthgaſſe erreichte, ſtand da ein großer Haufe Menſchen und lachte und ſchrie: Lehrjungen, Strolche und Dirnen. Sie unterhielten

ſich damit, die ſtädtiſchen Poliziſten zu verhöhnen, die den Eingang zur Straße bewachten, damit Niemand den verſeuchten Stadtteil verlaſſe; ſonſt war auch nichts zu ſehen. Die wenigen Häuschen, die man überblicken konnte, boten denſelben Anblick wie ſonſt: vor den Thüren ſpielten die ſchmutzigen Kinder in der Goſſe, an den Fenſtern flatterte zerlumpte Wäſche zum Trocknen, ein Schuſter hockte auf ſeinem Dreibein vor der Werkſtätte und flickte ein Paar Stiefel, ein Trunkener ſaß auf einer Bank und ſchlug mit einem Stecken um ſich, eine Verlorene lehnte ſich halbbekleidet aus ihrem Dachfenſter weit vor und lachte uns frech an. Alles wie gewöhnlich an dieſer Stätte des Elends und der Verworfenheit . . .

Schon wandte ich mich zum Gehen, da klang ein Laut in mein Ohr, der mich anhalten ließ — ich glaube, ich höre ihn noch, während ich das ſchreibe. „Boże!“ („Gott!“) rief eine Stimme ſchrill, verzweiflungsvoll . . . ſelbſt das rohe Geſindel um mich her wurde plötzlich ſtill. Noch einmal „Boże!“ und „Ratujcie!“ (Rettet!) Und aus dem Hauſe, vor dem der Schuſter ſaß, kam ein Menſch hervorgeſtürzt, ein junger, totblaſſer, faſt nackter Menſch, der eben aus dem Bette geſprungen ſein mußte und warf ſich wie ein Kreiſel in der Luft herum und ſtürzte in

Krämpfen hin. Das war der erſte Cholerakranke, den ich damals geſehen habe.

Als ich heimkam, war es längſt Zwölf vorbei. Meine Mutter ſchalt heftig auf mich ein, als ſie erfuhr, wo ich geweſen, beſprengte mich mit einer Eſſenz, die ſie inzwiſchen beſorgt, und ließ mich die Kleider wechſeln. Dann gingen wir zum Hauſe meines geſtrengen Vormunds. Die anderen Glückwünſchenden waren ſchon dageweſen, man hatte mit dem Speiſen auf uns gewartet, der alte Herr war ſehr ungnädig.

„Das blödſinnige Gerede von der Cholera verdirbt Einem die Laune!“ rief er. „Und nun kommt man auch nicht rechtzeitig zu Tiſch.“

„Aber der Doktor Atlas und der Lupul ſind auch noch nicht da,“ ſuchte ihn ſeine Frau zu begütigen.

„Der Doktor ſteht in ſtädtiſchen Dienſten,“ rief er, „und muß thun, was der Bürgermeiſter will. Wahrſcheinlich muß er gerade die Betrunkenen in der Waſſergaſſe nüchtern machen! Aber der Lupul — richtig, der Lupul iſt ja auch noch nicht da! Wo ſteckt denn der Alte? Schick doch zu ihm hinüber!“

Es währte lange, bis der Bote wiederkam, wir ſetzten uns inzwiſchen zu Tiſche. Mein Vormund war ſichtlich noch immer unwirſch und ſeine Laune beſſerte ſich nicht, als der Bote endlich meldete, die Haushälterin

wiſſe nicht, wo der Herr von Lupul geblieben, er ſei ſeit dem Morgen fort. „Der Kerl wird doch nicht vergeſſen haben!“ rief der alte Herr in hellem Zorn. Das war verzeihlich, denn Lupul war ſein beſter Freund, auch pflegte dieſer Demoſthenes von Czernowitz ſeit fünfundzwanzig Jahren bei dem Diner am 7. Juli den Toaſt auf das Geburtstagskind zu ſprechen. Weil aber das Eſſen gut war, der Wein noch beſſer, ſo erheiterte ſich allmählich die Laune des Gaſtgebers, beſonders da ein anderer Freund des Hauſes das Hoch beinahe ebenſo gut ausbrachte, wie ſonſt Lupul. Und ſo ſaßen wir da, und aßen und tranken, und weil die beiden leeren Stühle an der Tafel ungemütlich waren, ſo ſchoben wir ſie weg.

Bei meinem Vormund geſchah Alles gründlich und ausgiebig, nach Eins waren wir zu Tiſche gegangen, kurz vor Sechs wurde der Kaffee ſerviert. Da erſt erinnerte er ſich des ausgebliebenen Freundes und ſchickte nochmals hinüber. Diesmal kehrte der Diener ſehr bald zurück.

„Nun?“ rief ihn der alte Herr an. „Iſt er zu Hauſe?“

„Ja — ſeit zwei Uhr!“

„Warum kommt er nicht?“

„Er kann nicht!“

„Iſt er krank?“

„Tot iſt er!“ ſtieß der Diener hervor. „An der Cholera geſtorben, der Doktor Atlas war bei ihm . . .“

Einige Minuten ſpäter war der Saal leer, die Geſellſchaft zerſtoben, als ob der Tote ſelbſt in ihrer Mitte erſchienen wäre. Auch meine Mutter und ich gingen heim.

Als wir an dem Häuschen jener Pfarrerswitwe vorübergingen, ſtand die alte Frau vor der Thüre und ſpähte beſorgt die Straße auf und nieder. „Iſt der Koſſowicz zu Hauſe?“ fragte ich.

„Nein!“ rief ſie. „Ich ſterbe vor Angſt! Zum Eſſen nicht heimgekommen! In den neun Jahren, wo er bei mir wohnt, habe ich das nicht erlebt. Er und vom Eſſen wegbleiben! Es iſt ihm etwas paſſiert . . . die Cholera! . . . Wenn ich nur wüßte, wo ich ihn ſuchen ſoll . . .“

Da wußte auch ich keinen Rat. Ich ſuchte ſie zu beruhigen und bat, mich wiſſen zu laſſen, wenn er wieder zurück ſei.

Eine Stunde ſpäter kam das Kind der Witwe, Koſſowicz ſei eben heimgekommen und laſſe mich bitten, ihn zu beſuchen, er ſei nicht ganz wohl.

Meine Mutter ſchärfte mir Vorſicht ein, ließ mich aber hingehen.

Ich traf ihn auf der Bank im Gärtchen vor dem Hauſe. Er war bleich und trug trotz der Schwüle ſeine „Bunda“ (rumäniſcher Bauernmantel) umgeſchlagen, als fröſtelte es ihn. „Halt!“ rief er mir entgegen, als ich das Gärtchen betrat. „Halt!“ rief er noch einmal, als ich einige Schritte vorwärts that. „Komm' mir nicht zu nahe — ich war ich eben bei einem Cholerakranken!“

„Bei wem?“

„Bei Lang!“

Ich traute meinen Ohren nicht, er aber erzählte:

„Ich geh ich um elf Uhr zu ihm! Wozu? Um ihn zu ohrfeigen. Dann ſoll man mich meinetwegen aufhängen, aber der ſchlechte Menſch ſoll ſeinen Lehre haben. Komm' ich hin. Sagt ſein Mädchen: „Herr Profeſſor nicht zu Haus.“ Frag ich: „Wann kommt?“ Sagt ſie: „Um Zwei, nach dem Eſſen.“ Ich lauf ich bis halb zwei im Volksgarten herum, ganz wütend und ich wiederhol' ich immer, was ich ihm ſagen will. Dann ſtell ich mich vor ſein Haus. Umſonſt — kommt nicht. Endlich kommt — aber im Wagen. Ganz blaß, ganz elend. Denk ich: „Schlecht! Kranken kann man nicht hauen!“ Will gehen. Da ſeh ich, er kann nicht mehr ſelbſt vom Wagen. Tret' ich zu, helf' ich ihm. Sagt er: „Vorſicht! Mir ſcheint — die Cholera.“

Sag' ich zornig: „Oh nein! Unkraut verdirbt nicht!“ Und weil er nicht kann, ich helf' ich ihm in ſein Zimmer. Das Mädchen hat Furcht, traut ſich nicht herein. Alſo was thun? Ich muß ich ihn ins Bett legen. Sagt er: „Koſſowicz, das hab' ich nicht um Sie verdient!“ — Sag ich: „Nein, ganz was Anderes, und das kommt auch noch, wenn Sie geſund ſind!“ — Sagt er: „Was?“ — Sag ich: „Das erfahren Sie früh genug.“ Ihm wird aber immer übler und ich ſeh': wirklich die Cholera. Was thun? Hund is er, aber jetzt is er doch krank, ich kann ich ihn doch nicht allein laſſen. Alſo ich ſchick' ich das Mädchen um Krankenwagen ins Spital und inzwiſchen ich pfleg ich ihn! Eine Stunde — und zwei — und drei — und ihm wird immer ſchlechter — und Wagen kommt nicht. Gott im Himmel, bet' ich, was ſoll ich da anfangen, der Kerl ſtirbt mir ſo unter den Händen und er ſoll ja geſund werden, damit ich ihn hauen kann. Gott im Himmel, bet' ich, wenn Du nicht willſt, daß ich ihn hauen ſoll, ſo will ich es nicht thun, aber laß geſund werden. Dann bin ich ſchon mit der Rache zufrieden, daß er ſieht: „Dieſer Koſſowicz, immer bin ich auf ihm herumgeritten und hab' ihn ſekiert und gemartert, — und jetzt hält er bei mir aus und pflegt mich! . . .

Nicht wahr," unterbrach er ſich, „Du — ſag', das iſt doch auch ſchon gute Rache? — ganz gute?!"

Ich konnte nur ſtumm bejahen. „Aber wo iſt Lang jetzt?!" fragte ich dann.

„Im Spital. Um ſechs is endlich Wagen gekommen. Is aber ſchon halb tot! Ich fürcht' ich, wird ſterben! Und mir is auch ſo . . . Bleib weg, Du, zehn Schritt vom Leib! . . . Was machſt für Geſicht, dummer Kerl? . . . Alſo meinſt: Rache hab' ich ſchon, auch wenn Lang ſtirbt?!"

. . . Einige Minuten ſpäter mußte ich zum Spital, den Krankenwagen für meinen Kollegen zu holen. Am Morgen des 8. Juli iſt er dort geſtorben, er hat den Lehrer der ihn gekränkt und bei deſſen Pflege er ſich die Krankheit geholt, nur um zwei Stunden überlebt. —

Das Zettelchen.

Es ſind nun viele Jahre her, daß ich einige Wochen in Römerbad verbrachte: wer im Dampfwagen durch die ſüdliche Steiermark, die brauſende Sann entlang, dem Karſt zueilt, ſieht eine Stunde von Cilli auf grüner ſteiler Höhe das gelbe Gemäuer der uralten Heilſtätte wie einen Topas im Sonnenglanze ſchimmern. Dort quillt ein Warmbrunnen, ähnlich wie der Gaſteiner; in ſeiner Flut haben einſt die Veteranen von Noricum die ſteifen Glieder wieder heil gebadet und heute thun es die kaiſerlich-königlichen Offiziere aus der ſchönen Penſionopolis an der Mur und aus Laibach. Auch mehrere Trieſtiner Familien beziehen alljährlich ihre Zimmer im alten Badeſchloſſe zur Sommerfriſche; die Sonne brennt heiß auf den begraſten Gipfel nieder und der Wald iſt weit, aber kühler iſt's doch als in der alten engen Stadt am Meer. Wer weder Hauptmann a. D., noch Trieſtiner iſt, hat eigentlich in Römerbad nichts zu ſuchen

und wenn er es dennoch wagt, ſo thut er's auf die Gefahr, ſich langſam, aber ſicher zu Tode zu langweilen.

Vor dieſem Schickſal bewahrte mich der ebenſo blonde wie freundliche Badearzt, der den Eindringling an ſeinen Tiſch zog, hauptſächlich aber die Ankunft einiger Schickſalsgenoſſen. Gemeinſames Leid verbrüdert: wir vier einzigen Badegäſte, die weder in der Armee gedient, noch Handelsgeſchäfte in Trieſt betrieben, waren bald unzertrennlich, bei allen Mahlzeiten und Spaziergängen. Und daß wir uns ernſthaft geſtritten hätten, entſinne ich mich nicht.

Dies Zuſammenhalten aber war um ſo verwunderlicher, als jede Stimme in dieſem Quartett wahrlich ihr eigenes Lied ſang.

Der Stattlichſte, vielleicht auch der Glücklichſte unter uns war der hochwürdige Herr Jan Szulc, Domherr der Laibacher Diözeſe; ein gutmütiger, ſehr dicker und dabei dennoch ſehr eifervoller Mann. Zu jenen Prieſtern, die den Herrn da droben blos durch Gebet und frommen Wandel ehren, gehörte er nicht; er fügte die dankbare Aufnahme alles Guten, was Er auf Erden reifen ließ, und die ungeſtüme Verteidigung der Weltordnung hinzu. In Beidem leiſtete der alte Herr mit dem weitläufigen, roten Geſicht ungewöhnlich Vieles:

an jedem Abend drei Flaſchen ſchweren roten Luttenbergers zu trinken, ſämtliche ketzeriſchen Irrlehren von den Paulikianern im ſechſten bis zu den Darwinianern im neunzehnten Jahrhundert herab völlig zu vernichten und dann feſten Schritts ſeine Stube aufzuſuchen, dies ſchwere Stück verbrachte er ſpielend. Waren die Ketzer abgethan, ſo kamen die Deutſchen und die Magyaren an die Reihe, denn Jan Szulc war nicht blos Slovene von Ueberzeugung, ſondern gehörte zu den Führern ſeiner Nation, ja zu ihren hervorragendſten Schriftſtellern; er hatte die junge Litteratur, die bis dahin nur aus einer Fibel beſtanden, durch die Herausgabe eines Katechismus verdoppelt. So nannten wir ihn denn wohl auch zuweilen ehrfürchtig den Verfaſſer der Hälfte der ſloveniſchen Litteratur, was ihm aber geringe Freude machte, noch geringere freilich, wenn wir uns bewundernd über ſein treffliches Deutſch äußerten. „Zuweilen merkt man doch den Slaven," pflegte er beſcheiden abwehrend zu ſagen, denn er hieß eigentlich Hans Schulz, war ein Bauernſohn aus dem Salzburgiſchen und hatte ſein bischen Wendiſch erſt als reifer Mann mit ſaurer Mühe erlernt, um in der Laibacher Diözeſe raſcher vorwärts zu kommen.

Es war aber eigentlich nur Einer unter uns, der

dem guten Domherrn dieſe Bewunderung ſeiner Sprachkünſte oft und nachdrücklich entgegenbrachte, natürlich jener, der den geringſten Grund zu ſolcher Neckerei hatte: ein Edelmann aus dem Oedenburger Komitat, Herr Arpad von Nagy, ein Magyare von gradezu verblüffender Echtheit. Wohl ſtanden ihm in dem freundlichen runden Geſicht hellblaue Augen und ſein Haar war blond, auch die Geſtalt wies nichts von der Geſchmeidigkeit ſeines Stammes, aber der Schnurrbart war zu zwei Dolchſpitzen aufgewichſt, das Haupt mit einer Art Sommer-Kalpak, die vierſchrötige Geſtalt mit einem verſchnürten Rock bekleidet und auch in engen Hoſen pflegte er zu erſcheinen, wenn es die Temperatur irgend geſtattete. Was ſeine Sprechweiſe betrifft, ſo hatte er zwar die ſtändige Gewohnheit, hinter je zwei Sätzen einen magyariſchen Kernfluch einzuſchalten, aber im übrigen war ſie verſchieden; begann er ein Geſpräch, ſo koſtete ihn unſer Deutſch erſichtliche Mühe, er radebrechte es mit magyariſcher Betonung und machte viele Fehler, aber geriet er in Eifer, ſo floß ihm die Rede glatt von den Lippen und — o Wunder! — im reinſten Schwäbiſch, wie es nur je zwiſchen Kinzig und Neckar erklungen.

Er erklärte dies dadurch, daß er, der Sproß eines uralten Adelsgeſchlechts aus dem Alföld, ſeine Kindheit

im Banat verbracht. Das war auch richtig, er war ſogar dort geboren, der Sohn eines ſchwäbiſchen Weinbauers und hieß Michel Großkopf; aus dem Michel war 1860 ein Arpad, aus dem Großkopf 1867 ein Nagy und einige Jahre ſpäter ein von Nagy geworden. Es giebt viele ſolcher Arpads innerhalb der grün-weiß-roten Grenzpfähle und ſie pflegen durch grimmigen Deutſchenhaß verſchleiern zu wollen, daß ſie einſt Michel geheißen. Das that unſer freundlicher und ehrenwerter Genoſſe nicht; ſein Haß kehrte ſich nur gegen die Slaven und ſein Lieblingswort war: „Toth nem ember“ („Der Slave iſt kein Menſch“). Herr Szulc ſchwor darauf, das ſei der einzige magyariſche Satz, über den unſer Edelmann verfüge; vielleicht hatte er Recht.

Gleich kräftig aber wie über ihr Volkstum ſetzten ſich die beiden Herren über die höchſten Fragen auseinander. Herr von Nagy war, nach Art halbgebildeter Leute, durch das eifrige Leſen materialiſtiſcher Bücher in einen eifervollen Atheismus geraten und bekämpfte den lieben Gott wie einen perſönlichen Feind, weil er nach ſeiner Anſicht nicht exiſtierte.

So ſtanden ſich der Urſlowene und der Urmagyare auch als Zeloten der Gläubigkeit und der Ungläubigkeit gegenüber, Tag für Tag, vom Morgen bis zum

Abend, aber doch faſt immer in aller Freundſchaft und Höflichkeit. Und wenn die Wogen einmal drohend anſchwollen, wußte ſie unſer dritter Gefährte raſch wieder zu glätten, freilich mehr durch Blick und Geberde als durch lange Reden, denn viel zu ſprechen lag nicht in ſeiner Art.

Es war dies ein Advokat aus einem der ſüdſteiriſchen Flecken der Nachbarſchaft; Dr. Mathias Stiernegger mag er hier heißen, in Wahrheit trug er einen andern, gleichfalls echt bajuvariſchen Namen. Seltſam genug — aber man weiß ja, wie ſich in unſerem Oeſterreich das Blut miſcht — ſah dieſer Mann aus echt deutſchem Geſchlecht weit eher einem Welſchen ähnlich: auf einem ſchlanken, feingegliederten Körper ſaß ein Kopf mit rabenſchwarzem Bart und Haar; die großen braunen Augen blickten aus einem ſchmalen, länglichen Antlitz von auffallender Bläſſe. Um dieſer Farbe willen, noch mehr aber, weil auf ſeinen Zügen ein Ausdruck tiefſten Ernſtes wie feſtgemeißelt lag, hielten wir ihn anfangs für recht krank; in der That hatte angeſtrengte Arbeit in ſeinem Beruf — er war der geſuchteſte Anwalt im Unterland — ſeine Kräfte faſt erſchöpft, aber auch als er ſich zu erholen begann, wich dieſer Ausdruck nicht, die Augen blickten noch immer wie verſchleiert aus dem feinen, edlen Antlitz, und den Ton ſeiner Stimme

einer tiefen, leiſen, vibrierenden Stimme vernahmen wir auch nun ſtundenlang nicht. Er war einer der ſchweigſamſten Menſchen, die uns je begegnet, darüber waren wir drei Andern von Anbeginn einig, „aus Hochmut,“ fügte der Domherr hinzu, der gegen den nationalen Widerſacher — Stiernegger war der anerkannte Führer der Deutſchen in jenen Grenzbezirken — einen leiſen Groll empfinden mochte.

Aber auch er hielt ſeine Anſicht nicht aufrecht; wie wäre dies auch möglich geweſen gegenüber der Güte, Schlichtheit und Herzlichkeit dieſes Mannes. Lag es in dem Druck ſeiner Hand, der etwas Warmes, Belebendes hatte, in der Art, wie er teilnahmsvoll jeder Klage, jeder Darlegung des Andern horchte, in den wenigen, aber immer klugen und guten Worten des Rats und Troſtes, die er zu geben wußte — wie im Sturm gewann er ſich unſere Liebe. Und wenn der gute Arpad, der auf ſeine wiſſenſchaftliche Bibliothek von ganzen zwanzig Bänden — „darunter der ganze Moleſchott!“ — ſehr ſtolz war, in den erſten Tagen argwöhnte, Stiernegger folge ſeinen hohen Gedankenflügen nicht, weil es ihm eben an der nötigen Bildung fehle — „höhere Bildung, verſchtehe Sie! Daß er ein feſchter Juriſcht iſcht, Teremtete, das glaub ich!“ — ſo war dies nicht aufrecht zu halten. Im Gegenteil, erwog

man, ein wie „feſchter Juriſt“ Dr. Stiernegger war und welche Laſt von Geſchäften auf ſeinen Schultern lag, ſo mußte man ſtaunen, daß er daneben Zeit gefunden, ein wahrhaft gebildeter Mann zu werden, dem auch Entlegenes nicht ganz fremd war. Großen Staat machte er damit freilich nicht, aber eine kurze Bemerkung, ein treffendes Urteil, da er zuweilen nach ſtundenlangem geduldigen Zuhören ins Geſpräch warf, ließ dies deutlich erkennen.

„Das macht das Leben im kleinen Neſt,“ ſagte er mir zur Entſchuldigung, als ich ihm meine Verwunderung darüber ausſprach, daß er ſogar aus der troſtloſen Litteratur des ſiebzehnten Jahrhunderts einiges geleſen hatte, „wie ſoll man den Abend anders benützen?“ Er war unvermählt geblieben; eine verwitwete Schweſter beſorgte ſeine Wirtſchaft, und da er nun an die Fünfzig war, ſo hatte unſer wackerer Domherr, der gern Ehen ſtiftete, geringe Ausſicht auf einen Erfolg ſeiner eifrigen Mahnreden; der Anwalt ſchüttelte lächelnd das Haupt, wies wohl auch auf die ſilbernen Strähne an den Schläfen und gab dem Geſpräch eine andere Wendung.

Tieferen Eindruck glaubte ihm Herr Szulc mit ſeinen Ausführungen über Gott und die himmliſchen Freuden zu machen, wenigſtens hörte der ſchweigſame Mann da ohne ein Zeichen der Ungeduld zu. Aber

das that er auch, wenn Herr Arpad ſeine Anſichten auskramte. Kein Wort, kein Zucken ſeiner Lider verriet, wie er über dieſe Fragen dachte; was ihm in anderen Dingen Ueberzeugung war, hatten wir — wie viel beſpricht ſich nicht bei ſolchem währenden Zuſammenſein! — nachgerade erfahren; die Eine war uns ſo unbekannt, wie am erſten Tag, wo uns der Badearzt den Genoſſen zugeführt hatte, der uns ſeither immer lieber und erquicklicher geworden.

So war uns Tag um Tag vergangen, ohne daß wir unſeres herben Geſchicks, weder von den Penſioniſten noch von den Trieſtinern als vollwichtige Menſchen betrachtet zu werden, recht inne geworden wären. Da wir nicht würdig waren, mit ihnen herdenweiſe auf dem kahlen Gipfel oder in den beſcheidenen Anlagen am Abhang zu luſtwandeln, ſo machten wir vier Verſtoßenen alle Tage einen größeren Ausflug ins Thal der Sann, nach einem der alten Schlöſſer des Unterlandes, oder ins Gebirg, der „Welika Planina“ zu, am liebſten aber nach Süden, ins Thal der Save. Zu Steinbrück, wo die Sann in dieſen ſchönen und reinlichen Fluß mündet, deſſen ſlaviſcher Name in deutſcher Ausſprache ſo unhübſch und ungerecht klingt, hatten wir ein Wirtshäuslein entdeckt, wie es ernſthaften, mehr dem Weſen als dem Schein geneigten Männern erfreu-

lich ſein kann: von Außen dürftig, ſogar nur ſtroh-gedeckt, aber mit prächtigem Ausblick ins Thal und einem vortrefflichen Wein im Keller.

Da ſahen wir denn behaglich ins Thal hinab, wo ſich tief zu unſeren Füßen die Wogen der beiden Flüſſe miſchten und die Bahnzüge ins Land rollten, weſtwärts dem Karſt, oſtwärts dem „weißen“ Agram, nordwärts den Alpen zu, und neben jedem der blitzenden Schienenſtränge liefen ſaubere weiße Bänder, auf welchem ſich emſig große und kleine dunkle Dinger bewegten: das waren die vielbefahrenen Heerſtraßen nach Krain, Kroatien und der Steiermark.

Da der Weg weit und der Bergpfad nicht der beſte war, ſo nahmen wir uns alle Tage vor, höchſtens eine Stunde unter den alten Linden zu raſten, die das Häuschen umſtanden. Aber da lockte es, zuzuſehen, wie die Sonne über dem Flußthal ſank, immer röter erglühend, daß die Save wie geſchmolzenes Gold dahinfloß, bis die ſchwarzgrünen Wälder von Sagor den roten Ball verſchlangen, und ſchön war es auch, wenn der Mond über den ſanft geſchwungenen Lichtenwalder Höhen aufſtieg, aber am meiſten lockte der Luttenberger. Das iſt ein Wein, von welchem jedem guten Menſchen ein ganzer Keller zu gönnen iſt und einem Hundsfott kein Tropfen; er iſt klar, feurig und doch harmlos, das

Herz macht er fröhlich, aber um Kopf und Beine kümmert ſich dieſer brave Tropfen nicht. Und ſo hatte der freundliche Szulc wohl von ſeinem Standpunkt recht, wenn er uns an dieſem Wein Gottes fürſorgliche Güte nachwies, aber ohne Widerſpruch blieb dies freilich nicht; Herr v. Nagy wies nach, wie ſich die Moleküle von ſelber zum Lutterberger Rebſtock zuſammengefügt, und es fehlte nicht viel, daß er dieſen klugen Molekülen dafür ein Hoch gebracht hätte. Aber wie heftig dann auch der Kampf entbrannte, heimwärts ſchritten die beiden Widerſacher Arm in Arm und ich und der Anwalt folgten ſtillvergnügt hinterdrein.

Drei Wochen pflegt die Kur in Römerbad zu währen, ſie waren uns raſch genug vergangen. Ungern dachten wir ans Scheiden, und da es endlich ſein mußte, ſetzten wir einen Tag feſt, an dem wir gemeinſam das alte Gemäuer verlaſſen ſollten, freilich um dann jeder eine andere Straße zu ziehen und in ſein Leben zurückzukehren, das von dem der anderen ſo ſehr verſchieden war. Und doch, wie gut hatten wir uns trotz dieſer Verſchiedenheit in einander gefunden. Natürlich ſollte der Abſchied feierlich begangen werden, und wo anders als in jenem Häuschen ob Steinbrück!

Schon am Morgen wurde ein Bote hinübergeſandt, der Wirtin, der hübſchen, ſchwarzäugigen Frau Mara, aufzutragen, das Beſte zu richten, was ihre Küche vermochte, und am Nachmittag machten wir uns ſelbſt dahin auf. Der Ausblick war ſchön und der Wein gut, wie immer, und auch das Geſpräch ging, wie gewöhnlich, luſtig genug im Zickzack zwiſchen Widerſpruch und Zuſtimmung.

Gleichwohl ſollte uns der Abend etwas Beſonderes bringen, um deſſentwillen er mir unvergeßlich geblieben iſt: eine Geſchichte, die eigentlich nüchtern und alltäglich iſt und doch uns drei Hörern das tiefſte Herz bewegte. In mir iſt ſie all' die Jahre nachgeklungen, und nun ich heute deshalb zur Feder gegriffen habe, um ſie aufzuzeichnen und mir das Bild jener abendlichen Stunde unter den Linden greifbar lebendig vor Augen ſteht, iſt's mir, als dürfte ich mich unterfangen, den Wortlaut wiederzugeben.

Das wäre unmöglich, aber derſelbe Inhalt wird es ſein.

Die Veranlaſſung, daß wir zu dieſer Geſchichte kamen, war das Eheglück unſeres Herrn Arpad. Er hatte, eben als wir den Gang antraten, ein zärtliches Willkomm-Telegramm von ſeiner Gattin empfangen; das las er uns nun ſtolz vor.

„Wie flüſſig Sie das überſetzen," meinte Herr Szulc in harmloſer Bewunderung.

Aber der Edelmann blieb die Antwort nicht ſchuldig:

„Grüße Sie mir die Salzburgiſche Slovake .... Übrigens hat ſie's ja deutſch geſchriewe, weil's ſonſchten die deutſche Telegraphiſte ſchön verhaue hätte, Teremtete!"

Dann aber ward er wieder gut und weich und erzählte uns des Breiteren, wie er zu ſeinem Glück gekommen: nach jahrelangen Kämpfen und da er ſchon verzagen wollte, hatte ihm ein günſtiger Zufall, das Einſchneien eines Bahnzugs, die Hand der Geliebten zugewendet.

„Und ſo iſcht alles gut geworde, Baſſama, Alles," ſchloß der vertrauſame Mann in ſeiner kurioſen Art, „und wird's wohl bleiwe bis an unſer End' . . ."

„Bis an Ihr ſelig End'," ſagte der Domherr. „Nun, wo ich Ihre Geſchichte kenne, zweifle ich nicht mehr daran, daß auch Ihnen die Stunde der Erleuchtung ſchlagen wird. Sie haben das verdiente Glück gefunden, weil Gottes Hand alles gut und gerecht geſchlichtet hat. Es wäre keine Gerechtigkeit auf Erden ohne ſein Walten . . ."

„Vergleiche wir uns!" fiel ihm Herr Arpad ins

Wort, er gebrauchte dieſe Wendung immer, wenn er ſich zu einer beſonders ſcharfen Philippika ſammelte.

Sie blieb auch jetzt nicht aus. Er gebe zu, erklärte er, daß es eine ausgleichende Gerechtigkeit auf Erden gebe, aber das ſei eben ein Naturgeſetz.

„Sehe Sie das Appele dort?“ ſchloß er und wies unter den nächſten Obſtbaum hin. „Warum iſcht es abgefalle? Teremtete — Naturgeſetz der Schwere! Und warum bin ich glücklich worde? Teremtete — Naturgeſetz der Gerechtigkeit!“

Das wollte Herr Szulc nicht einſehen, der Streit drohte endlos zu werden und hilfeſuchend ſah ich den Anwalt an. Auch ihn mochten die nicht eben gedankenſchweren Reden ungeduldig gemacht haben; in dem ſonſt ſo ruhigen Antlitz zuckte es.

„Wozu der Streit?“ ſagte er mit einem ſo ſcharfen, bitteren Tone, wie ich ihn nie von ihm vernommen hatte. „In der Hauptſache ſind Sie einig, es geſchieht auf Erden jedem, wie er verdient. Ob damals ſo viel Schnee fiel, weil es Gott wollte, oder damit ſich das Naturgeſetz der Gerechtigkeit erfülle, das ſollte Sie nicht trennen! .... In der Hauptſache haben Sie natürlich recht!“

„Hawe mir auch, Baſſama! Wiſſet Sie's anderſcht?“

Stiernegger ſchüttelte den Kopf; um den Mund ſpielte ein trauriges Lächeln . . .

„Bewahre! Ich habe nur, während Sie von Ihren jahrelangen Kämpfen erzählten und dann von dem günſtigen Zufall, der ſie beendete, an eine andere Geſchichte denken müſſen, die einer meiner Freunde erlebt hat . . . Ich weiß ſelbſt nicht, warum mich die Erinnerung überkam, vielleicht, weil auch jenes Mädchen Marie hieß und blond war . . . Der Ausgang iſt freilich ein anderer geworden, aber die Lehre iſt dieſelbe . . . Auch jenen beiden iſt geworden, wie ſie verdient haben, nur daß in dieſem Falle das Naturgeſetz der Gerechtigkeit keinen ſo gewaltigen Apparat aufbieten mußte, um ſich zu erfüllen — hier genügte ihm ein winziges Mittelchen . . . Aber das kann Sie nicht intereſſieren . . .“

„Doch! Erzählen Sie!“ bat der Domherr und der Edelmann ſtimmte ein.

Der Anwalt aber ſchüttelte das Haupt. „Brauchen Sie noch eine Beſtätigung Ihrer Theorie?“ fragte er; der Ton ſchwankte ſeltſam zwiſchen Hohn und Schmerz.

Dann jedoch, als die Anderen nicht abließen, begann er:

„Nun wohl, Sie ſollen Ihren Willen haben.

Wie der Mann hieß, der dieſe Geſchichte erlebt

und nie wieder überwunden hat — ich kenne ihn genügend, um zu versichern, daß er noch in seiner Todesstunde ihrer gedenken wird — gehört nicht zur Sache; wir wollen ihn hier meinetwegen Hans nennen. Zur Zeit, da jenes Erlebnis über sein Herz kam — es sind nun siebenundzwanzig Jahre her — war er ein junger, eben promovierter Doktor der Rechte in Graz, der bei dem dortigen Landesgericht den Justizdienst erlernte. Ob er blond oder braun, groß oder klein war, mögen Sie sich nach Belieben ausmalen, aber über sein Wesen muß ich Einiges sagen. Er war für seine Jahre — an seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag war er Doktor geworden — ungewöhnlich ernst und in sich gefestet, was freilich nicht sein Verdienst war, sondern eine Folge seiner Schicksale, vielleicht auch ein Erbe von Mutterseite. Und vor lauten Vergnügungen, die viel Geld kosteten, war er schon durch seine große Armut bewahrt.

Die war freilich nicht schon an seiner Wiege gestanden. Er stammte aus einem alten Adelsgeschlecht der oberen Steiermark, das niemals, weder im Guten, noch im Bösen, viel von sich reden gemacht, aber all' die Jahrhunderte in seinem Bergwinkel still und behaglich von dem gelebt hatte, was nach den Ansichten der Zeit ein ehrbarer Verdienst für seinen Stand war;

zunächſt vom Plündern und Wegelagern — die alte Handelsſtraße von Venedig nach Salzburg führte dicht an der Burg vorbei —, dann vom Kriegsdienſt und daneben vom Ertrag ſeines Bodens; groß war er nicht, denn das Ackerland gab geringe Ernte und das Holz der Wälder ließ ſich bei den ſchlechten Wegen ſchwer verwerten. Aber zum Leben reichte es doch, und wenn nicht, ſo ließ der reichere Adel, mit dem die Vorfahren unſeres Hans verſchwägert waren, das alte Geſchlecht nicht ſinken.

So hätte ſich denn wohl auch ſein Vater, obwohl es da ſchon mit dem Beſitz abwärts ging, erträglich durchs Leben geſchlagen, ſofern er nicht etwas gethan hätte, was in den Augen ſeiner adeligen Sippe ein dummer und ſchlechter Streich zugleich war. Nachdem er nämlich, wie alle Herren ſeines Hauſes, bis in ſein dreißigſtes Jahr des Kaiſers Rock getragen und es bei den Dragonern zum Rittmeiſter, ſowie zu einer nicht unerheblichen Zahl von Schulden gebracht hatte, heiratete er nicht etwa ein reiches und ebenbürtiges Mädchen, ſondern die Tochter eines armen bürgerlichen Landrichters. Das werde ein ſchlechtes Ende nehmen, meinten die erboſten Vettern, und die ſchlimme Weisſagung ſollte ſich ſchließlich auch erfüllen.

In den erſten Jahren freilich ging alles trefflich;

die junge Frau war nicht blos ſehr ſchön, ſondern auch ſo gut, feſt und klug, daß ſie den Gatten zu geordnetem Weſen anzuhalten und durch ihre Sparſamkeit einige jener ſchlimmen Andenken an ſeine Offizierszeit zu beſeitigen verſtand. Als ihnen nun vollends ein Knabe geboren wurde und fröhlich gedieh, genügte ein Hinweis auf die Zukunft des Kindes, den ſchwachen Mann für Monate häuslich und ſparſam zu machen. Schon ſchien das Schlimmſte überwunden, als in ihren Verhältniſſen ein Umſchwung eintrat, der anſcheinend ein Glück bedeutete und doch zum Unheil wurde: drunten im Thal, hart neben der alten Handelsſtraße, wurde ein Schienenſtrang gelegt, bald pfiff die erſte Lokomotive durch die grüne Wildnis der Berge und Wälder, und unter jenen, welchen ihr ſchriller Ton wie Sphärenmuſik ins Ohr klang, waren auch die beiden Gatten; ihre Wälder, bisher faſt wertlos, ſtanden nun im zehnfachen Preis, da ſich das Holz leicht und billig verfrachten ließ.

Bald war der Vertrag mit einer Holzſäge abgeſchloſſen; die Schulden wurden getilgt, es kam Geld ins Haus. Damit jedoch erwachte auch in dem gutmütigen, aber haltloſen Manne der Trieb der Genußſucht wieder; anfangs drängte er nur zu bequemerer Lebensführung, dann begann er ſich auf eigene Fauſt

zu vergnügen, und koſtſpielig genug. Die Frau, ihrer Macht über ihn bewußt, ſuchte die Zügel feſt anzuziehen, vielleicht zu feſt — ſie riſſen. Auch falſcher Stolz mag ihn immer weiter gepeitſcht haben, immer tiefer abwärts; er wollte ſeinen Vettern, die ſich von ihm abgekehrt, beweiſen, daß er ſich auf vornehme Allüren noch beſſer verſtehe, als ſie. Anfangs gab er ſich noch die Mühe, Vorwände für ſeine Reiſen zu erfinden, ſpäter blieb er aus, ſo oft und ſo lang es ihm beliebte. Und während er ſo des Winters in Wien, des Sommers auf den Rennplätzen den Erlös ſeiner Forſte vergeudete, ſaß die unglückliche Frau einſam, in ſtummer, ratloſer Verzweiflung auf dem Schloſſe, bis ſie ſich zu dem Einzigen aufraffte, was ſie nun noch zu vollbringen hatte: der Vorbereitung ihres Kindes für ſein künftiges Geſchick.

Es war eine ſeltſame Erziehung, die ſie dem Knaben mitten in dem ſcheinbaren Wohlleben, das den künftigen Erbherrn umgab, zu Teil werden ließ: ſie ſpornte ihn an die Bücher, als ob jede lateiniſche Vokabel, die er ins Hirn bekam, ſein Heil werden könnte; ſie gewöhnte ihn an eine Koſt, an ein Lager, als ob er eines Tagelöhners Sohn wäre; alle drei Monate wechſelten die Lehrer, weil keiner ſolche Strenge mitverantworten wollte; ſie hielten ſie für unmenſchlich

hart, vielleicht für geiſtig geſtört, während ſie mit der Thatkraft der Verzweiflung für die Tage rüſtete, die nach ihrer Überzeugung kommen mußten . . .“

Der Erzähler atmete tief auf.

„Nun, dies Ende kam denn auch, und noch früher und ſchrecklicher, als es ſich die Unglückliche in ihren bängſten Stunden ausgemalt hatte. Eines Tages kam zum erſten Male der Gerichtsbote ins Haus und heftete an die alten Erbſtücke die roten Pfändungsſiegel.

Am nächſten Abend kehrte der Rittmeiſter heim; im Beiſein ſeines Knaben warf er ſich ſeiner Frau zu Füßen und flehte ſie um Vergebung an; ſie befahl dem Sohne, das Zimmer zu verlaſſen und hatte dann eine Unterredung mit dem Gatten, in welcher ſie ihm wohl Furchtbares geſagt haben muß, denn der Verzweifelte verließ das Zimmer, das Schloß und irrte wie ſinnlos die Nacht im Freien umher.

Am nächſten Morgen trat er, totenblaß, aber ſcheinbar gefaßt, vor ſeine Frau: Ihm ſei nicht mehr zu helfen, die Gant unausbleiblich, aber ihr und des Knaben Los könne er noch dürftig ſichern.

„Thu's, wenn Du kannſt!“ erwiderte ſie finſter.

Er reiſte ab; drei Tage ſpäter trat er wieder vor ſie und zählte ihr dreißigtauſend Gulden zu. Seine

Hände zitterten und ſein Antlitz war ſo verwüſtet, daß ſich Mitleid und Liebe jäh in ihr regten. Aber er riß ſich los, er müſſe ſogleich wieder fort, nur den Knaben wolle er noch einmal ſehen.

Dem Hans wollte es faſt unheimlich werden, als der blaſſe, verſtörte Mann in ſein Stübchen ſtürzte, ihn in ſeine Arme preßte und ſein Haupt mit Küſſen und Thränen bedeckte, nein, überflutete. Und auch dieſer Stunde wird er nie vergeſſen, obwohl er damals kaum zehnjährig war. Denn das war das letzte Mal, wo er ſeinen Vater geſehen hat . . .“

Wieder hielt der Erzähler inne und als er fortfuhr, zitterte ſeine Stimme.

„Zwei Tage ſpäter wurde die Gant verkündet. Die Frau raffte zuſammen, was ſie mit gutem Gewiſſen ihr Eigen nennen durfte, darunter jenes Geld, und flüchtete mit dem Söhnchen zu ihrem Bruder, der als Landrichter in einem Flecken des Oberlandes lebte. Hier ereilte ſie die Schreckensnachricht von der Verhaftung ihres Gatten: der tiefgeſunkene Mann habe, berichteten die Zeitungen, noch eine Woche vor Eintritt des Bankerotts einen groben Betrug begangen, indem er bei einem Grazer Bankhauſe Wechſel mit dem Giro ſeines reichen Vetters eskomptiert; durch den Bankerott aufgeſchreckt, habe die Firma bei dem Giranten

angefragt und erfahren, daß ſeine Unterſchrift eine Fälſchung geweſen ſei.

Die Frau eilte nach Graz, den Schaden gut zu machen; es war zu ſpät; das Geld wurde in die Gant geleitet; gleich den andern Gläubigern kam auch das Bankhaus ſchwer zu Schaden; der Angeklagte wurde nach Aberkennung des Adels zu zweijähriger Kerkerſtrafe verurteilt. Gott war ihm gnädig, er iſt ſchon nach einigen Wochen geſtorben.

So alſo waren die erſten Schickſale unſeres Hans und dies ſein Erbe von Vatersſeite. Die Mutter aber ſetzte ihr Leben daran, es von ſeinen Schultern zu nehmen. Mit einer Thatkraft, einer Hingebung, wie ſie nur die Mutterliebe aufzuwenden vermag, ſuchte ſie in der jungen Seele jeden Keim der beiden Fehle auszuroden, an denen der Unglückliche zu Grunde gegangen war, der Lüge und der Genußſucht. Das gelang ihr auch; wie des Knaben Antlitz nur dem ihren glich und keine Spur von den weichen, heiteren Zügen des Vaters aufwies, ſo wurde er auch wahrheitsliebend, arbeitſam, anſpruchslos, wie ſie. Freilich auch eben ſo wortkarg und in ſich gekehrt. Gleichwohl war er unter ſeinen Mitſchülern im Gymnaſium bei den Benediktinern nicht unbeliebt und das Schlimmſte, was ſie ihm zuweilen nachſagten, war

ſeine „Büffelei," ſein Fleiß. Über ſeine Abkunft bekam er nie ein verwundendes Wort zu hören, obwohl ja Knaben ſonſt grauſam ſind; vermutlich wußten ſie gar nicht, wer ſein Vater geweſen, es erinnerte ſie nichts daran, auch nicht der Name. Die Frau hatte es durchgeſetzt, daß ſie und Hans den Namen ihrer Familie führen durften, einen bürgerlichen Namen, der plebejiſch genug klang, aber unbefleckt war.

Als ſie ſtarb, durfte ſie glauben, daß jenes Erbe völlig ausgetilgt ſei. Wohl ihr, daß ſie in dieſem tröſtlichen Wahn dahingegangen iſt. Denn es war ein Wahn, derlei tilgt ſich nie ganz . . .

Kaum neunzehnjährig war der Jüngling, als ihm die Mutter entriſſen wurde, und ſtand erſt im zweiten Semeſter, aber ſie hatte ihn zur Tapferkeit und Selbſthilfe erzogen; er verdiente durch Privatſtunden, was er brauchte, ſogar etwas darüber. Auch zogen ihn die Familien, deren Kinder er unterrichtete, ſowie ſeine Kollegen, freundlich in ihre Kreiſe; die Mutter freilich konnte ihm niemand erſetzen, aber er lernte doch allmählich, mit Menſchen zu verkehren und ſich heiter ſeines Lebens zu freuen. Das beſte Verdienſt daran gebührte einem gleichaltrigen Genoſſen, der auch völlig einſam daſtand; Karl hieß er und war die bravſte, luſtigſte Seele von der Welt; in der ewigen Heiter-

keit, die ihm aus dem runden, roten Geſicht ſtrahlte, in dem leichten Sinn, mit dem er das Schickſal nahm, wie es fiel, das gerade Widerſpiel ſeines Freundes. Aber die Gegenſätze ziehen ſich an, vielleicht waren ſie eben darum unzertrennlich und ſchließlich auch Stubengenoſſen geworden.

Von ſeinem Karl lernte der ernſte Jüngling zuerſt das Lächeln und dann das Lachen, ſchließlich bekehrte ihn der ſogar zum Fechtboden und zum Bierkomment. Aber Hans that doch nur ſo weit mit, als es ihm mit ſeinen Pflichten und Mitteln verträglich erſchien, und keinen Schritt darüber; obwohl er nur ſein Verdientes hatte, während Karl die Zinſen eines nicht unerheblichen Vermögens genoß, war doch er der Bankier ihres winzigen Hausſtandes, mußte dem guten Jungen alle Monate einmal aus der Not helfen und hielt ihm alle Woche eine kräftige Mahnrede zur Sparſamkeit, die freilich wenig nützte. Denn Karl meinte, man könne ein braver Mann werden, auch wenn man als Student die Zeche im Wirtshaus ankreiden laſſe und im Herbſt ſeine Sommer-, im Frühling ſeine Winterkleider ins Leihhaus ſchicke, und daß er da nicht ganz Unrecht hatte, hat er ſpäter ſelbſt bewieſen. Er iſt heute einer der hervorragendſten Richter Oeſterreichs, ein makelloſer Ehren-

mann, ſein Geſicht noch weit röter und breiter als damals und faſt nicht minder luſtig. Jedoch auch er wird ernſt, wenn er jenes Erlebniſſes gedenkt, das ich nun berichten will, und klagt ſich an, daß damals ſein Leichtſinn des Freundes Unglück geworden iſt.

Mit Unrecht; es war nicht ſeine Schuld, ſondern das Walten jenes — wie nannten Sie's nur, Herr von Nagy? — des „Naturgeſetzes der Gerechtigkeit" . . .

Ich ſagte ſchon, es iſt eine Liebesgeſchichte und zunächſt wahrlich keine ungewöhnliche.

In dem Sommer, wo ſich die beiden Freunde ihren Doktorhut geholt, wanderten ſie an einem ſchönen, heißen Auguſtmorgen, wie oft vorher, zum Thor hinaus und nach Judendorf, einem Dörfchen unfern der Mur, in deſſen Hütten und Villen viele Grazer ihre Sommerfriſche halten. Nachdem ſie dort ihre ſtaubigen Kehlen erfriſcht, wandelten ſie zum Fluß hinab, um mittelſt der Fähre, die den Leuten von St. Stefan am Gratkorn gehört, ans andere Ufer zu gelangen, von wo ein hübſcher Fußweg nach der Stadt zurückführt. Aber das Floß war nicht zur Stelle, die letzten Hochwaſſer mochten es weggeſpült haben, am Ufer ſchaukelte freilich ein Kahn mit den nötigen Rudern, aber der lag an einer Kette; der Schifferknecht erholte ſich wohl eben im nächſten Wirtshaus.

Es blieb nichts übrig, als ſeiner zu harren; Karl erklärte ſogar, er warte lieber, bis der Fluß abgelaufen, ehe er dieſelbe ſtaubige Straße zurückwandle. Die beiden warfen ſich in den Schatten eines Baumes am Ufer hin und waren eben im Einſchlummern, als ihnen das Rufen zweier feiner Stimmchen ins Ohr klang.

Sie richteten ſich auf; drüben trippelten zwei weißgekleidete Damen ängſtlich auf und nieder, ſchwenkten die Taſchentücher und riefen „Hol über!“ ſo laut ſie konnten.

Was thun? Karl erklärte ſofort, die Ritterpflicht gehe über das Strafgeſetz, und rüttelte an dem Pflock, um den die Kette geſchloſſen war, ſo lange, bis er locker wurde; die Beiden ſprangen in den Kahn und ruderten, Kette und Pflock im Waſſer nachſchleifend, hinüber. Je genauer die Damen — es waren zwei ganz junge Fräulein, die eine blond, die andere braun und beide ſehr hübſch — die ſeltſamen Schiffsknechte ſehen konnten, deſto ängſtlicher wichen ſie vom Ufer zurück, bis ſie endlich, blutrot vor Verlegenheit, Poſto faßten.

Karl trat vor ſie hin und erklärte in wohlgeſetzter Rede: er und Hans ſeien von der Behörde in der Zwiſchenzeit, bis die leichtſinnige Fähre zu ihren

Pflichten zurückkehre, als Ruderknechte für junge weißgekleidete Damen bestellt; der Fährlohn sei amtlich auf einen Händedruck festgestellt, doch seien der Wohlthätigkeit keine Schranken gesetzt.

Die Mädchen hörten ihn mit gesenkten Lidern an, im Antlitz der Blonden stieg ein noch höheres Rot auf, aber um den Mund der Braunen zuckte es von verhaltenem Lachen.

„Was das Amt bestimmt hat," erwiderte sie möglichst würdevoll, „wollen wir bezahlen, mehr haben wir nicht mit!"

Die Mädchen bestiegen den Kahn, wir ruderten sie zurück, während der Fahrt wurde geschwiegen; erst auf dem Wege nach Judendorf — die Straße schien uns plötzlich nicht mehr staubig — kam das Gespräch in Fluß. Es wies sich, daß die Fräulein aus ihrer Sommerfrische zu Judendorf eine Freundin in Gratwein besucht und dann den kürzeren Heimweg über St. Stefan eingeschlagen hatten, weil sie längst zu Hause erwartet wurden — und nun bedankten sie sich, als hätten wir sie aus Lebensgefahr gerettet. Dann kam es auch zu gegenseitiger Vorstellung, die Braune hieß Klara Breitner und die Blonde Maria Wilkens.

„Alle Wetter!" rief Karl, „da stehen wir ja schon

in geſchäftlicher Beziehung. „Breitner und Wilkens“ heißt das Bankhaus, bei dem meine hundert Millionen erliegen.“

In der That waren es die Töchter der beiden Kompagnons, und dieſer Anknüpfung hatten wir es wohl auch zu danken, daß uns Frau Breitner in ihrer Villa zu Judendorf — die mutterloſe Maria wohnte bei ihr — freundlich empfing, als wir die Fräulein zur Schwelle geleiteten, und uns zur Jauſe, beim Abſchied zum Wiederkommen einlud.

Uns — Sie haben ja längſt erraten, daß ich Ihnen meine eigene Geſchichte erzähle.

Nun, wir kamen bald wieder und ſeither ſo oft, als es die Schicklichkeit irgend geſtattete. Der treue Karl that es mir zu Liebe; ſein Herz war in feſten Händen und er konnte darum der munteren Klara ſtraflos in die dunklen Augen ſchauen, mir aber war die blonde Maria ſehr teuer geworden.

Ich will nicht ausmalen, wie ſehr ich ſie liebte und wie gut und hold das Mädchen war ... Es war eine ſchöne Zeit, und ich armer Menſch erkannte damals zum erſten Male, wie hell die Sonne ſcheine und wie herrlich das Leben ſei. Denn ſie erwiderte meine Liebe und es war weit und breit kein Wölkchen an unſerem Himmel. Wohl ſtand ich eben nur auf der

erſten Stufe meiner Laufbahn, aber wir waren beide noch ſo jung — ſie achtzehn, ich fünf Jahre älter — wir konnten warten. Herr Wilkens war ein Mann von behäbigem Wohlſtand, aber nicht übermäßig reich, und von ſchlichtem, bürgerlichem Weſen; ein tüchtiger Anwalt konnte ihm wohl zum Eidam paſſen. Dies ſchien auch Frau Breitner zu denken, denn ſie legte unſerem Verkehr kein Hindernis in den Weg, und als ich einmal des Sonntags Herrn Wilkens ſelbſt in der Villa traf, kam er mir mit großer Freundlichkeit entgegen und lud mich ſogar für den Herbſt in ſein Haus, in dem eine alte Verwandte die Honneurs zu machen pflegte.

Natürlich machten Karl und ich unſern Antrittsbeſuch am erſten Sonntag, an dem wir Maria wieder in der Stadt wußten. Die Herrſchaften ſeien daheim, beſchied uns das Mädchen im Vorzimmer, nahm unſere Karten in Empfang und kehrte erſt nach einigen Minuten wieder; ſie habe ſich geirrt, meldete ſie in ſichtlicher Verlegenheit, es ſei niemand daheim.

Verblüfft ſchritten wir die Treppe hinab. „Die Damen waren wohl bei der Toilette," tröſtete Karl, mir aber war das Herz ſchwer und, wie ſich raſch genug erwies, nicht grundlos. Denn als wir nun bei Breitners vorſprachen, empfing uns wohl die Dame

des Hauſes, aber ſichtlich kühl und befangen. Und als wir gingen, ſagte die ſonſt ſo freundliche Frau kein Wort vom Wiederkommen.

Das Rätſel ſollte ſich bald löſen, am nächſten Erſten, als Karl ſeine Rente bei dem Bankhauſe holte. Schon als er in unſere Stube trat, las ich ihm vom Geſichte ab, daß er eine Hiobspoſt bringe. „Lieber Junge," begann er herzlich und faßte meine beiden Hände, „Du biſt kein Hans aus Mondſchein, der daran ſtirbt, wenn er ſeine Grete nicht kriegt, Du mußt alles wiſſen. Wilkens hat ſich, wie's in der Ordnung war, nach Dir erkundigt; daß er da über Dich nur das Beſte gehört hat, giebt er zu. Aber gleichzeitig hat er auch erfahren, daß Du nicht immer Stiernegger geheißen haſt . . . Und er läßt ſich's nicht ausreden, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Vielleicht hielte er minder hartnäckig daran feſt, wenn er nicht auch leider eine perſönliche Beziehung zu der Sache hätte. Du haſt wohl nicht gewußt, bei welchem Bankhaus ſich damals vor dreizehn Jahren — hm! — das Unglück ereignet hat? Es war Breitner und Wilkens. Die beiden waren damals Anfänger und kamen hart am Ruin vorbei. Derlei vergißt ſich ſchwer."

„Derlei vergißt ſich ſchwer!" wiederholte ich mecha-

niſch wie ein Echo. Ich war vernichtet; das Erbe, das ich getilgt geglaubt, ſank mir mit Zentnerlaſt auf die Schultern und ſchmetterte mich in den Staub.

Aber die dumpfe Verzweiflung überdauerte die nächſte Nacht nicht. So hart, ſo thöricht ungerecht konnte der Mann auf die Dauer nicht urteilen. Was war mein Anteil an meines Vaters Schuld, daß ich ſie büßen ſollte? — ich, der damals ein Kind geweſen und eben erſt die Namen der Männer erfahren, an denen er gefrevelt; meine Mutter hatte mir das Haus nie genannt. Und was war Mariens Schuld, daß ſie es mitbüßen ſollte?! Ich kannte ihr Herz und ihre Liebe zu mir und daß ſie darum in dieſen Tagen nicht weniger litt, als ich. Schon um ihretwillen durfte ich jenen Bannſpruch nicht thatlos hinnehmen wie ein Schickſal.

Ich bat Wilkens um eine Unterredung, er lehnte ſie ab; ich ſchrieb ihm einen Brief, worin ich ihm mein ganzes Leben klarlegte, wahr und ehrlich; er erwiderte nicht; ich ließ Breitners durch Karl um ihre Mithilfe bitten, ſie ließen mich ihres herzlichen Anteils verſichern, aber Wilkens ſei jeder Vorſtellung unzugänglich.

Gleichwohl verlor ich keinen Augenblick den Mut, weil ich Mariens ſicher war. Sie fand die Wege,

mir zu ſchreiben, und einmal konnten wir uns auch, da uns Klara beiſtand, für Minuten ſprechen.

„Wir werden ſiegen," ſagte ſie, „wenn Du ausharren willſt!"

Ob ich wollte! Ein Müſſiggänger und Taugenichts war ich ja ſchon bis dahin nicht geweſen; nun ſpannte ich alle Kraft an, das Lob meiner Vorgeſetzten zu verdienen, und führte ein Leben, daß nicht das böswilligſte Auge einen Makel daran gewahren konnte; war ich doch faſt auch zum Einſiedler geworden.

Da erhielt ich eines Tages — es war im März — die Nachricht, daß Maria erkrankt ſei. War es die Folge einer Erkältung oder der Aufregungen, ſie begann zu hüſteln und ihre Kräfte ſanken; was ich dabei litt, ſagt kein Wort. Aber das Unheil ſchien uns zum Segen zu werden. Der Arzt erklärte Wilkens offen: „Für ſolche Krankheit giebt es nur in Ihrer Apotheke ein Medikament. Seien Sie kein Thor, eines Verſchwenders Sohn kann ein anſtändiger Menſch ſein und umgekehrt!" Auch Breitner meinte: der Stiernegger ſei ja ein Muſterknabe, ein Menſch von geradezu beängſtigender Sittlichkeit und Sparſamkeit — ob Wilkens ſeine Tochter einer Schrulle opfern wolle?

Da gab der alte Herr nach. Eines Morgens —

ich weiß noch jetzt das Datum, es war am Dienstag den 6. April 1856 — brachte mir des Vormittags 10 Uhr ein Dienstmann in mein Bureau im Landesgericht einen Brief der Geliebten; auch den Wortlaut kenne ich noch: „Geliebter, Papa willigt ein. Komm heut' zur Mittagsstunde zu uns und halte um mich an. Maria." Und das Postskript: „Du weißt, er hält auf Formen. Natürlich kommst Du im Frack!" Toll vor Glück eilte ich in den Trakt des Hauses, wo Karl arbeitete; dann stürzten wir Beide heim, unsere Kollegen und dann die Leute auf der Straße starrten uns erstaunt nach, wie wir so unter unartikulierten Lauten der Freude dahinrannten. In unserer Stube angelangt, fiel ich zuerst Karl um den Hals und küßte ihn ab, dann lief ich zum Kleiderschrank, das feierliche Gewand hervorzuziehen. Aber der Haken, an dem es sonst hing, war leer.

„Um Gottes willen!" hörte ich da Karl plötzlich rufen, und als ich mich umwandte, stand er ordentlich bleich vor Schreck da, die Finger in den Haaren.

„Verzeih!" rief er, „was hab' ich da wieder angerichtet! Vor zwei Wochen, wo es mir an Geld fehlte, hab ich, um Dir die Predigt zu sparen, meine Winterkleider ins Leihhaus geschickt und Deinen Frackanzug dazu; Du hast ihn ja den ganzen Winter nicht

angezogen. Sogleich laſſe ich das Bündel auslöſen; in einer halben Stunde kann der Dienſtmann damit zurück ſein! Bitte, ſei mir nicht böſe, Mathi, ſei mir nicht böſe!“

Du lieber Gott, in meiner Stimmung hätte ich einem Todfeind das Schlimmſte verziehen, geſchweige denn dieſen Streich meinem lieben, leichtſinnigen, tüchtigen, unordentlichen Freund und Bruder, der auch als junger Doktor ſeine Studentenwirtſchaft forttrieb!

Aber ganz ſo raſch kam der entſendete Dienſtmann nicht wieder. Schon läutete es Mittag von den Türmen, als er endlich zurückkam. Haſtig warf ich mich in das feierliche Gewand, noch einige Bürſtenſtriche des Mannes, dann hing ich den Überzieher um und ging, nein lief zu Wilken's Hauſe, daß ich dann auf der Treppe ſtillhalten mußte, ſo raſch klopfte mein Herz. Aber es klopfte ja auch der ſeligſten Stunde meines Lebens entgegen . . .“

Der Anwalt hielt inne und holte tief Atem. Dann fuhr er ſich einige Male mit der Hand über die Stirn und ſeufzte wieder tief auf. Es koſtete ihm ſichtliche Mühe, weiter zu ſprechen, und als er es dennoch that, fielen die Worte dumpf und tonlos von ſeinen Lippen.

„Es wurde die unſeligſte Stunde . . .

Ich will es kurz machen . . . Der Beginn war genau ſo, wie ich erwartet. Ich wurde in das Arbeitszimmer des Vaters gewieſen; der alte Herr empfing mich ſehr gemeſſen, und doch herzlich, und ließ mich auf einen Seſſel vor ſeinem Schreibtiſch niederſitzen. Er wiſſe, weshalb ich käme und wollte nicht dagegen ſein, obwohl ſein Widerſtand nicht auf Eigenſinn und Vorurteil beruht, wie ich und Andere wohl gedacht, ſondern auf den Erfahrungen ſeines ganzen Lebens.

„So ein Erbe iſt doch zumeiſt vorhanden," meinte er, „und bricht durch, früher oder ſpäter . . . Nun, möge es bei Ihnen anders ſein! Wer kann das heißer wünſchen als ich, der Ihnen nun das Glück ſeines einzigen Kindes anvertraut! Aber ehe wir nun Maria rufen, will ich Ihnen doch ſagen, wie ich mir Euer künftiges Leben denke. Ich habe mir da" — er holte ein Blatt aus der Mappe — „einige Aufzeichnungen über mein Vermögen gemacht . . . Bitte, Herr Doktor," ſagte er nachdrücklich, als ich eine abwehrende Bewegung machte — „das iſt ſehr wichtig, ſehr wichtig! Nur geſtatten Sie, daß ich mir eine Cigarre dazu anzünde; es ſpricht ſich dann leichter, ich bin es ſo gewohnt!" Damit erhob er ſich von ſeinem Lehnſtuhl und ſchritt an mir vorbei zu dem

Rauchtiſchchen, das hinter meinem Stuhl, dicht am Schreibtiſch ſtand. „Sie ſelbſt rauchen nicht, wie ich zu meiner Freude —“

Mitten im Satze brach er ab, dann hörte ich einen ſeltſamen Ton, wie ein Ächzen.

Ich wandte mich um, und ſchnellte erſchreckt empor. Was war das? Totenblaß ſtand der alte Mann da und ſtarrte mich an, wie gelähmt vor Grimm und Entſetzen; die Augen quollen aus ihren Höhlen, die Lippen zitterten . . .

„So!“ ſtieß er endlich mit erſtickter Stimme hervor, und dann auf die Thüre deutend: „Hinaus!“ . . .

Mir ſtand das Herz ſtill, war er plötzlich wahnſinnig geworden?!

„Fort mit Ihnen!“ wiederholte er. „Sie — Sie . .“

„Herr Wilkens,“ ſtammelte ich faſſungslos, „was iſt Ihnen?“

„Hinaus!“ wiederholte er nun gellend und als ich zögerte, fügte er hinzu: „Soll ich meinen Diener rufen?!“

Da ging ich — wie ich die Treppe hinab und in meine Stube gekommen bin, weiß ich nicht mehr.

Dort traf mich Karl, zernichtet, regungslos brütend; als ich endlich erzählen konnte, da wirbelte auch ihm das Hirn, er faßte es nicht. Er ſtürzte zu Breitners;

er fand nur die Damen daheim, Herr Breitner war eben zu ſeinem Kompagnon abgerufen worden. Als Karl drei Stunden ſpäter vorſprach, ſagte ihm Breitner: „Mein Socius iſt eben mit ſeiner Tochter nach Italien abgereiſt. Es iſt das Beſte ſo. Maria muß den Unwürdigen zu vergeſſen ſuchen.“

Karl verbat ſich dieſen Ausdruck und forderte Aufklärung.

„Die bin ich Ihnen,“ war die Antwort, „weder zu geben berechtigt, noch verpflichtet. Auch iſt es überflüſſig. Fragen Sie nur Herrn Dr. Stiernegger, er wird's wiſſen. Und auf die Gefahr hin, Ihren Zorn zu erregen, muß ich Ihnen ſagen: ich als Vater hätte genau ſo gehandelt. Leben Sie recht wohl!“ Mit dieſem Beſcheid kam Karl heim . . .

„Und dabei beruhigten Sie ſich?!“ rief der Domherr.

„O nein! Ich that, was mir irgend möglich war. Ich ſuchte Breitner auf — er empfing mich nicht. Ich ſchrieb an Wilkens flehentliche Briefe — ſie kamen uneröffnet zurück. Klara, die es uns gern geſagt hätte, wußte es ſelbſt nicht . . . Ich war damals dem Wahnſinn nahe . . .

Meine einzige Hoffnung war nur die Rückkehr der Geliebten. Wilkens kam im Sommer, allein — die

Tochter hatte er bei Verwandten in Deutſchland untergebracht, wo, erfuhr ich nicht. Ich flehte ihn noch einmal um Aufklärung an, wieder wollte er den Brief nicht leſen . . .

Da drang Karl darauf, daß ich Graz verließe und vermittelte mir eine Stellung in Kärnten. Er that wohl recht daran, ich wäre ſonſt vielleicht an dieſem Rätſel zu Grunde gegangen. So aber ließen mich die fremde Umgebung, das Übermaß von Arbeit nach einiger Zeit wieder zur Ruhe kommen — was man ſo Ruhe nennt. Denn als ich vier Jahre ſpäter in der Grazer „Tagespoſt“ las, daß ſich Maria mit dem Prokuriſten ihres Vaters vermählt, da hatte ich Gelegenheit zu erkennen, daß ich noch nicht geneſen ſei . . .“

„Und die Sache hat ſich niemals aufgeklärt?“

„Doch! Etwa zwei Jahre nach Marias Vermählung. Ich war in Gleichenberg, dem Kurort für Bruſtkranke, zu Beſuch bei Freunden. Am Morgen nach meiner Ankunft erhielt ich ein Briefchen. „Lieber Freund! Ich höre, daß Sie hier ſind. Kommen Sie zu mir, ich möchte Sie noch einmal ſprechen. Sie thun es gewiß, man ſoll Sterbenden den letzten Wunſch nicht weigern. Maria.“ Ich ging zu ihr; ſie war wirklich eine Sterbende. Ob ihr an meiner Seite ein längeres Leben gegönnt geweſen wäre, als an jener

des ungeliebten Gatten, ohne all' die Kämpfe und Seelenſchmerzen — wer weiß es?

Sie war dieſer Meinung, ich bin es noch heute. Und bei dieſem Abſchied für immer — denn einige Wochen ſpäter iſt ſie verſchieden — klärte ſich mir auch jenes Rätſel auf.

Als der alte Herr hinter meinen Stuhl trat, gewahrte er auf meinem Frack ein Zettelchen mit dem Stempel des Leihhauſes und der Nummer, links ſtand der Belehnungstag geſchrieben und rechts der 6. April, als Tag der Einlöſung. Ich, meines Vaters Sohn, hatte alſo meinen Frack im letzten Augenblick aus dem Leihhaus geholt, um darin meine Werbung um die Tochter eines reichen Mannes vorzubringen — und es war mir nicht einmal die Zeit geblieben, den Zettel zu entfernen. Ich weiß nicht, ob ich an ſeiner Stelle ebenſo gehandelt hätte, aber von ſeinem Standpunkt hatte er nicht Unrecht. Sie ſehen, Herr von Nagy, bei Ihnen war's ein Schneeſturm ſamt Bahnunfall und bei mir ein winziges Zettelchen, aber das Geſetz iſt dasſelbe — das Naturgeſetz der Gerechtigkeit — —

Oder doch nicht ganz?"

Darauf blieb der Edelmann die Antwort ſchuldig und auch wir anderen ſchwiegen. Der Erzähler aber

hatte ſich erhoben und ging langſam auf und nieder. Immer weiter entfernte er ſich von unſerm Tiſche und endlich war er im Dunkel verſchwunden.

Es folgte ihm Niemand.

Wir ſahen ihn erſt am nächſten Morgen bei der Abreiſe wieder. Da war er ſo freundlich, ſtill und herzlich wie all' die Tage. Wir drückten ihm die Hand, aber auch nun ſagte ihm Niemand etwas.

Und was hätten wir ihm auch ſagen können?!

Die Geheimniſſe einer kleinen Zeitung.

Draußen lagen Stadt und Strom und Thal in goldigem Oktoberglanz; aus den Weinbergen herüber ſchallten dumpf die Böller und hell das Lachen der Menſchen; Traubenduft erfüllte das Gelände, und daß manche Beere ſchon zu jungem Moſt gekeltert worden, bezeugten in den Straßen viele glänzende Augen und lieblich gerötete Naſen.

Aber das enge Stübchen da unten im Hofraum des alten, düſteren Hauſes erfuhr nichts von all der ſchönen Luſtbarkeit; es hielt ſeine Fenſter ängſtlich verſchloſſen, und das war gut, denn es hätte ja doch nichts von dem berauſchenden Herbſtduft zu koſten bekommen, ſondern nur jenen Hofdunſt, den es ohnehin zum Ueberdruß ſchlucken mußte: da roch es ja jahraus, jahrein nach feuchtem Papier, Druckerſchwärze und Kohlenrauch.

Nur die Sonne, allgütig, wie ſie nun einmal iſt,

vergaß auch das Stübchen nicht, und weil ſie der hohen Wände und Schlote wegen nicht voll hineinſcheinen konnte, ſchickte ſie wenigſtens einen dünnen Sonnenſtrahl. Der brach denn auch durch die trüben Scheiben und benahm ſich darin anfangs etwa ſo, wie eine vornehme Dame in einer armen Hütte; ſie begnckt jedes Gerät ſehr mitleidsvoll und etwas neugierig dazu, legt auch einiges Gold darauf und verſchwindet bald wieder, denn auf die Dauer läßt ſich ja das Düſter doch nicht bannen.

So wandelte auch der Sonnenſtrahl durch das Stübchen; zuerſt haftete er auf einem großen, breiten Tiſch am Fenſter, aber der gefiel ihm wenig, nicht etwa, weil es nur ein morſches, dreibeiniges Stück aus weichem Holze war — denn ein Sonnenſtrahl weiß, wie es auf der Welt zugeht, und hat Mitleid mit dem gebrechlichen Alter — ſondern weil ſo viel Staub auf der fleckigen Platte lag und auf den Büchern, die da eine achtloſe Hand zu wirren Haufen emporgetürmt.

Es waren dies aber nicht etwa altehrwürdige Zeugniſſe der Buchdruckerkunſt, ſondern die allerjüngſten Grünſchnäbel, die eben erſt aus dem Ei gekrochen; dünne und dicke, plumpe und zierliche, geiſtvolle und dumme Geſellen, ſanfte Verſe und brummige Proſa, in feinem Lederband und in grauem Umſchlag,

die kunterbunteſte Geſellſchaft, und gemeinſam war ihnen nur der Stempel, den ſie alleſammt auf dem Titelblatt trugen: „R. E.“ in allen möglichen Schriftarten, mit feuchter oder glühender Stampiglie aufgedrückt, aber überall dieſes „R. E.“ wie etwa alle Bagnoſklaven das „T. F.“ auf der Schulter tragen; nur zuweilen ſtand auch eine Aufſchrift da: „Der Redaktion der X'er Zeitung zur gefälligen Recenſion“ oder auch: „Seinem verehrten Freunde Herrn Dr. Georg Münzer, als Zeichen herzlicher Verehrung der Verfaſſer.“

Aber der Staub lag über allen, verſchieden dick nur nach der Zeit, da ſie ſich hier eingefunden, und das mißfiel dem Sonnenſtrahl, weil ihn die armen Poeten dauerten, aber dann beſah er ſich die große Maſſe, und nun dauerte ihn wieder der arme Redakteur. Ohne über dieſe widerſtrebenden Empfindungen ins Klare zu kommen, huſchte er weiter zu einem Wandregal, auf dem einige Lexika ſtanden, gleichfalls ſtaubbedeckt, nur der Band S. war offenbar kürzlich von der Stelle gerückt worden.

„Ja, S!“ dachte der Sonnenſtrahl, „ſo beginnen viele Namen, und darum braucht man dieſen Band am häufigſten zu Nekrologen. Welcher Dichter S iſt denn kürzlich geſtorben? Es wird wohl Scherenberg ſein, der arme, alte Scherenberg!“

Das darf aber nicht verwundern, der Sonnenſtrahl kam häufig in das Stübchen und hatte darum einige litterariſche Bildung.

Dann glitt er weiter über ein wurmſtichiges Sofa mit verblaßtem Ueberzug, auf dem ſehr viele Zeitungen umherlagen, verknüllt und zerſchnitten, und auf dem Tiſchchen davor lag eine große Scheere, eine Meſſingſpange, die viele Ausſchnitte zuſammenhielt, und ein Zettelchen, auf dem ihre Titel verzeichnet waren.

„Einen „Spiegel“ nennt man dieſes Verzeichnis,“ dachte der kluge Sonnenſtrahl, „aber ſo gern ich ſonſt in Spiegel blicke und mit ihnen mein Spiel treibe, dieſen mag ich nicht einmal gern anſehen. Das iſt ja das „Vermiſchte,“ und da findet man nur alte, kleine Witze und großes neues Unglück. Ach ja! — es giebt viel Elend auf Erden!“

Aber nicht deshalb allein hielt nun der Strahl in ſeiner Wanderung inne, weil ihn das allgemeine Weltleid übermannte, und legte ſich faſt unbeweglich auf die tintenfleckige Diele, ſondern weil er allmählig an jenes Plätzchen der Stube heran mußte, wo es ihm ſtets am traurigſten zu Mute ward.

Das war der Schreibtiſch und der Rohrſeſſel davor und in dieſem der bleiche Mann mit weichen, verhärmten Zügen und den müden, müden Augen. Der

Sonnenſtrahl war gewohnt, ihn immer auf dieſem Platz zu finden, in einen alten, grauen Arbeitsrock gehüllt und den rechten Arm noch obendrein mit einem Schreibärmel geſchützt; aber was er auch treiben mochte, ob er las oder ſchrieb oder mit der Scheere hantierte, dem Röthel und dem Klebeſtreifen — gelächelt hatte er ſelten dabei, und dann war es ein bitteres, wehmütiges Lächeln geweſen, trauriger als der tiefſte Ernſt, und die Augen blickten immer müde, ſo müde und hoffnungslos!

Er konnte noch nicht alt ſein, in das ſchlichte blonde Haar miſchten ſich erſt wenige lichtere Strähne, „aber,“ dachte der Sonnenſtrahl, „wer ſo freudlos ſeine harte Arbeit thut und niemals ſo lacht, daß auch die Augen mitlachen, der iſt älter als die älteſten Greiſe meiner Bekanntſchaft. Ich gäbe viel darum, wenn ich ihm ein einzig mal ſo recht in das dunkle einſame Herz hineinſchauen könnte.“

Weil ihm dies aber nicht möglich war, ſo taſtete er ihm wenigſtens, indem er ſich ſacht von der Diele emporhob, zuerſt an die Hand und dann an Haupt und Wange, leiſe und zärtlich, wie die Hand der Liebe. Aber der düſtere Mann war wohl an Liebe und Licht nicht gewöhnt, er rückte weiter ab, ohne das Buch, in dem er las, aus der Hand zu legen, und

als ihm der Sonnenſtrahl, der dieſe Bewegung gewiß nicht recht verſtand, langſam nachgerückt kam, erhob er ſich unwillig, trat ans Fenſter und ließ den Vorhang hinab.

Damit war der freundliche Beſucher hinausgewieſen und kehrte betrübt zu ſeiner großen ſtrahlenden Mutter zurück, die ihn ausgeſendet. „Es iſt in dem ſtaubigen Stübchen alles wie ſonſt," meldete er, „aber der arme Mann iſt heute noch viel trauriger. Ach, wenn Du ihm helfen wollteſt!"

Aber die Herrliche wußte mehr, als ihr vorwitziges Bübchen, ſie hatte ja den Lebensweg dieſes Mannes beſchienen vom Beginn ſeiner Tage und wußte, wie ſich alles gefügt, und ſo erwiderte ſie:

„Du haſt Recht — er iſt ſehr elend — aber ach! es iſt alles gekommen, wie es kommen mußte, und darum iſt ihm ſchwer zu helfen!"

Die Sonne ſieht alles und verſteht alles — der Dr. Georg Münzer war wirklich elend, wohl der Unglücklichſte in der fröhlichen Stadt am Rhein, und niemand konnte ihm helfen, niemand. Oder richtiger Einer hätte es wohl gekonnt, aber der wollte nicht, ſondern drückte ihm den Stachel der Verbitterung noch tiefer ins wunde Herz hinein.

Das war aber nicht etwa der Eigentümer der

Zeitung, der Buchdrucker Herr Franz Xaver Senftinger, ein sehr dicker und sehr guter Mann; ob dicker oder besser, war schwer zu entscheiden. Er hätte ihm etwas mehr Gehalt und eine luftigere Arbeitsstube einräumen können, aber dies hätte den armen Doktor nicht glücklicher gemacht. Die Stube war nicht schlechter als die meisten, in welchen kleine Zeitungen gemacht werden, und das Gehalt sogar etwas besser als gewöhnlich, ja, so auffallend gut, daß sich die Leute darüber verwunderten. Und es sitzen im lieben Deutschland viele Männer in solchen Stuben, noch kärglicher besoldet, aber sie schließen doch die Sonne nicht aus, wenn sie zu ihnen kommt, und ihr Herz bleibt tapfer und fröhlich.

Auch an dem Chefredakteur lag es nicht, Herrn Johann Maria Dürckhoff, denn er behandelte den verhärmten Mann nicht hart und herablassend, sondern so brüderlich, wie es sich unter Männern geziemt, die derselben ehrlichen Sache dienen. Und was die Arbeitslast betrifft, so hatte Münzer allerdings täglich das Feuilleton zu machen und das „Vermischte“ und die Theaterkritik, aber es giebt ja viele, die daneben das „Ausland“ besorgen müssen oder den „Reichstag“ oder das „Inland,“ und dennoch sind sie keine ver-

düſterten Menſchen, an denen höchſtens der Mund lacht, aber nie die Augen.

Oder durfte ſchließlich die Schuld an der Bitternis dieſes Mannes jenem, allerdings beträchtlichen Bruchteil des deutſchen Volkes aufgebürdet werden, der die „X'er Zeitung“ nicht abonnierte und daher auch weder die Kritiken des Dr. Münzer leſen, noch die Art ſchätzen konnte, in welcher er täglich das „Vermiſchte“ zuſammenſchnitt? Nein, auch dies nicht! Die „X'er Zeitung“ war allerdings kein Weltblatt, und wenn Herr Franz Xaver Senftinger alljährlich vor Weihnachten ſeinen Leſern verkündete, daß er „6000 Auflage“ habe, ſo lag das wohl nur daran, weil ſich in dieſer Feſtzeit ſelbſt nüchterne Gemüter leicht zu einiger dichteriſcher Phantaſie aufſchwingen; nur die Hälfte war richtig. Aber es giebt Zeitungsſchreiber, die noch weniger verbreiteten Blättern dienen, und dennoch überkommt ſie nicht das Bewußtſein unnützen Lebens, dieſes böſeſte „Zahnweh im Herzen,“ das der Mann empfinden kann, weil ſie wiſſen, daß es vom Standpunkt der Ehre und Selbſtachtung nicht auf die Menge ankommt, die ſich um eine Fahne ſchart, ſondern darauf, ob dieſe Fahne ehrlich iſt, wert, von braven Männern mit Hirn, Herz und Hand verteidigt zu werden! . . .

Ja wohl, dies wiſſen dieſe armen Zeitungsſchreiber, und darum gehen ſie aufrechten Hauptes durch die Welt, ſtolz und genügſam zugleich. Sie wiſſen, daß ihr Beruf, ob ihn jener Dümmling geringſchätzen, oder dieſer Finſterling befeinden, oder auch zuweilen ein Lump in den eigenen Reihen beflecken mag, dennoch ſo achtungswürdig iſt, wie irgend einer, und ſo heilig und notwendig wie wenige. Wohl mag das Lämpchen, das ſie täglich entzünden, nur den nächſten Umkreis beleuchten, ſie hüten es doch ſo treulich, als wäre es das Prometheusfeuer der Menſchheit, und ſie haben Recht: wie karg ſein Schimmer ſein mag, es hilft die Finſternis ſcheuchen, es mehrt das Licht auf Erden, und wer könnte ermeſſen, wem es mehr zu danken iſt, wenn es allmählich heller geworden, ob den großen Leuchttürmen oder dieſen unzählig kleinen Lämpchen? Ihr Ehrgeiz iſt, daß ihre Leuchte die Menſchen treulich nach vorwärts führe, zu jenen Idealen, an die ſie ſelbſt glauben, und von falſchem Ehrgeiz ſind ſie frei. Sie wiſſen, daß ſie nur eben die Soldaten ſind im großen Kampf der Menſchheit, und darum ſtreben ſie nicht an, den Schlachtplan zu erſinnen, das Loſungswort auszugeben; das iſt Sache der Generale, der großen Denker und Dichter und Staatsmänner der Völker. Aber ſie

wiſſen auch, daß in der Schlacht der Soldat blutet und nicht der Feldherr, und daß ſie im Kampf notwendig ſind, wie jene, und darum ſtehen ſie ſtolz in den Reihen der Armee und beneiden die Generale nicht und nicht die Offiziere, nicht einmal die wirklichen, geſchweige denn jene, die ſich blos einbilden, es zu ſein. Denn es trägt Mancher das blinkende Gehänge der Macht umgeſchnallt, und müßte doch weit hinter den Soldaten zurückſtehen, wenn man klarſtellen wollte, wer beſſer ſeine Pflicht gethan im großen Kampfe . . . Der, dem dieſe ideale Flamme im Herzen loht, kann nicht erſtarren, ob ihn der Sturm eines widrigen Geſchicks noch ſo eiſig umſchnaube, und bleibt tapfer und in ſich gefeſtigt. Was ſchiert dieſe Männer das Schlagwort vom „verfehlten Beruf“?! Sie haben vielleicht wirklich früher ein anderes Schifflein gezimmert, um darin die Fahrt durch das unbarmherzige Meer des Lebens zu wagen, und ſind geſcheitert; aber wenn ſie nur ihren Beruf nicht verfehlt, als ſie Zeitungsſchreiber geworden, wenn ſie damit endlich den rechten Beruf gefunden — wohl ihnen!

Wohl ihnen, und darum wehe dem armen Georg Münzer. Der weiche, ſcheue Mann, der allmählich ein zager Gaſt geworden am Tiſch des Lebens, paßte ſchlecht zu

ſeinem Beruf, der Klugheit, Raſchheit und reſolutes Erfaſſen fordert. Unter uns geſagt, er ſchnitt ſein „Vermiſchtes“ herzlich ſchlecht zuſammen, und ſeine Kritiken waren ein wenig verworren; auch floſſen ihm dieſe Beiträge zur X'er Dramaturgie etwas langſam aus der Feder. Aber das war noch das geringſte Unglück; der Leſerkreis war genügſam, und der dicke Herr Senſtinger gar ließ alles hingehen, ſelbſt wenn dieſelbe Seeſchlange in demſelben ſtillen Ozean dreimal hintereinander aufgetiſcht wurde; ob aus Gutmütigkeit, oder weil er, wie es zuweilen ſcheinen mochte, beſonderen Grund hatte, den Doktor zu ſchonen, er ließ ihn nie ſein Ungeſchick empfinden.

Schlimm aber war's, daß Münzer es ſelbſt empfand, und noch ſchlimmer, daß er ſeinem Beruf nicht holder war, als dieſer ihm. Ja, traurig war's, daß ihm jene ſchöne Flamme nicht im Herzen lohte, und darum fror es den armen Mann, wenn er im düſteren Stübchen vom frühen Morgen bis in den Abend hinein über ſeinem harten Tagewerk ſaß; erbärmlich fror es ihn von den Fingerſpitzen, die die Scheere hielten, bis ins verödete Herz hinein. Denn ihm war ſeine Arbeit nicht ein treues Ausharren im Dienſte höherer Mächte, ſondern ein ödes, unnützes Abmühen ohne Ziel und Zweck, ohne Dank und Labe,

ein ewiges Wiederkäuen aller kleinen Erbärmlichkeit des Tages, des Monats, des Jahres, des Jahrzehnts — ach! endlos ſchien ihm die Zeit, wenn er zurückblickte, und endlos lag ſie vor ihm, und all die Tage hindurch hatte er ſich nur in eben derſelben Tretmühle abgemüht und ſtand auf derſelben Stelle, wo er zehn Jahre vorher geſtanden, und wenn er einſt zuſammenbrach, ſo trugen ſie ihn von derſelben Stelle hinaus zur Ruhe! Wozu dies alles, wo eine Wirkung, wo ein Erfolg! Konnte es ein Daſein ausfüllen, das „Vermiſchte“ für die „X'er Zeitung“ zuſammenzuſchneiden, und den Komödianten am kleinen Stadttheater fröhliche und traurige Stunden zu machen? Und war dieſes Leben wert, gelebt zu werden? . . .

Es iſt nicht angenehm, über dieſe harte Erde zu gehen, gleichviel in welcher Tracht, und es giebt wenige Berufe, bei denen ein anderer Bodenſatz übrig bleibt, als „die Müh' und die Schmerzen,“ wenn man das abzieht, „wofür wir uns halten in unſerm Herzen.“ Aber vielleicht Keinem iſt es ſo notwendig, dieſe ideale Auffaſſung feſtzuhalten, wie dem Zeitungsſchreiber, und „zu wollen, was man muß,“ davon hängt ſein Glück ab, denn gelingt ihm dies nicht, dann wird er um ſo unglücklicher, je zarter ſein Empfinden, je weicher ſein Gemüt iſt. Schon darum

alſo war dieſer Mann ſehr elend, weil er ſeinen Beruf verfehlt, als er Zeitungsſchreiber wurde und ſein Tagewerk haßte; aber nicht darum allein! Das Schlimmſte war, daß hinter ihm die Reue ſtand, die quälende, nie raſtende Reue, daß mitten in dem Jammer ſeines gegenwärtigen Berufs die quälende Erinnerung an jenen anderen hineinklang, den er gelaſſen! Er aber wußte dies und wußte, daß ſein Elend nur wuchs, wenn er der Vergangenheit ins vorwurfsvolle Antlitz ſah, und wurde doch nicht müde, ſich auszumalen, wie alles anders hätte kommen können. Jawohl! jener Einzige, der ihm das Bitterſte hätte erſparen können, war er ſelbſt, und er that es nicht!

Darum mochte er nicht einmal den lieben, freundlichen Sonnenſtrahl dulden, und nachdem er ihn hinausgewieſen, warf er das Buch hin, in dem er geleſen, und zog aus der verſchloſſenen Lade ein anderes hervor, ein ſtattliches Büchlein mit Goldſchnitt und beflittertem Einband. „Gedichte von Georg Münzer“ ſtand auf dem Titelblatte und darunter: „Stuttgart. Verlag von . . .,“ eine große ſtolze Firma . . .

Du Thor, du armer Thor! Was reißeſt du die alten Wunden wieder auf?! Du wirſt auch heute nicht in dieſem Büchlein leſen, — ach, es hat Dir ja nichts neues und fröhliches zu verkünden! — ſondern

Dein Haupt tief auf die Bruſt ſinken laſſen und wieder die traurigen Fragen Deines Lebens vor Dich hinflüſtern: ‚War ich ein Thor? Oder war die Welt ungerecht?‘ Und wieder wirſt Du keine Antwort finden auf dieſe Fragen und die Hände vor's Antlitz ſchlagen und verzweiflungsvoll ſtöhnen: „Gleichviel, ob ich ein Verblendeter geweſen bin oder ein Opfer dieſer harten Zeit, ein Verbrecher war ich, als ich die Liebe ließ um einen ſelbſtſüchtigen Wahn! Ich war ein Verbrecher und büße es mit einem Leben in dieſen Kerkermauern! O wär' ich erlöſt, o wär' ich tot . . .“

Die Sonne ſieht alles und verſteht alles. Ihn wollte es dünken, daß er ein „Verbrecher“ geweſen, aber ſie, die Herrliche, die ſeinen ganzen Lebensweg beſchienen, urteilte milder: daß auch hier alles gekommen, wie es kommen mußte, daß die eherne Notwendigkeit auch über dieſem Leben gewaltet und Ring an Ring gefügt habe zu der Kette, die den Mann nun an den Schreibtiſch im düſteren Stübchen gefeſſelt hielt, an ein unnützes, verbittertes Daſein. Er mochte immerhin jeden Schimmer ſolcher Erkenntnis abwehren, wie er ſich ja in der traurigen Wolluſt der Selbſtqual auch jeden anderen Troſt fernhielt, aber die Sonne hatte doch Recht . . .

Freilich waren die erſten Ringe übergoldet und

mit Blüten umwunden, um ſo anmutiger, je weiter ſie zurückreichten. Die Tage der Kindheit!

Wenn der einſame Mann nun daran dachte, dann wollte ihm die Wehmut um dies verlorene Paradies ſchier das Herz abdrücken. Aber auch in dieſem Paradies hatte die Schlange nicht gefehlt. Es war ſcheinbar alles zum Beſten beſtellt geweſen im ſtattlichen Handlungshauſe zu Stuttgart: die Firma „Johann Georg Friedrich Münzers Erben“ konnte ſich ſehen laſſen, und nicht minder der Chef, Herr Leonhard Münzer. Ein gutes Haus und ein guter Mann, aber doch beide juſt nicht ungewöhnlich, nicht glänzend, mindeſtens nicht ſo glänzend, wie es Frau Hildegard Münzer, geborene Söllenhoff, gewünſcht hätte.

Sie ſtammte nämlich wirklich aus der berühmten Familie Söllenhoff, die dem deutſchen Vaterlande ſo viele gelehrte Profeſſoren und auch einen Dichter geſchenkt hat; ihr Vater war der berühmte feinſinnige Aeſthetiker Söllenhoff und ſie ſelbſt ein feinſinniges äſthetiſches Mädchen, das von irdiſcher Nahrung nur nippte, lange blonde Locken trug und Verſe machte. Dieſe drei Thätigkeiten hatte ſie denn auch ungeſtört bis in ihr dreißigſtes Jahr fortgeſetzt, weil man bekanntlich die Sterne nicht begehrt, ſondern ſich nur ihrer Pracht freut; Hildegard Söllenhoff wurde von

jedem männlichen Individuum der kleinen Univerſitätsſtadt bewundert, aber ein Freier fand ſich nicht darunter. Da kam einmal Herr Leonhard Münzer in Geſchäften aus Stuttgart herüber und ſah ſie, und begehrte den Stern und bekam ihn ohne Schwierigkeit. Dies war ſehr begreiflich; die arme verblühte Gelehrtentochter hätte auf einen ſo wackeren, wohlhabenden Gatten kaum mehr rechnen dürfen; aber was den Kaufmann zu ihr gezogen, konnte nur der Reiz des Kontraſtes geweſen ſein, denn er war ſchwarz, wohlbeleibt, ein ſtarker Eſſer und mit der neueſten Lyrik der Deutſchen ſo wenig vertraut, wie ein Südſee-Inſulaner. Weil jedoch viele dieſen Grund nicht ausreichend fanden und ſeine Wahl beſtaunten, ſo fand ſich ein menſchliches Weſen bewogen, die Wahl Hildegards zu beſtaunen, und zwar ſo heftig, daß hierdurch das Gleichgewicht hergeſtellt war. Das war die Neuvermählte ſelbſt, und weil der gute Leonhard ſie wirklich liebte, nicht mit romantiſcher Glut, aber mit der Zärtlichkeit eines braven, ſchlichten Herzens, ſo bot er alles auf, dieſes Staunen zu mildern.

Wenn ſie klagte, daß ſie ſich in Stuttgart genau ſo fühle, wie Publius Ovidius Naſo in Tomi, ſo verſtand er ſie freilich nicht ganz, und wenn er ſie verſtanden hätte, ſo wäre es ihm doch ſchwer gefallen,

die harten Sitten der Reſenbach-Scythen im Handumdrehen zu mildern; aber was er thun konnte, geſchah: er zog in ſein Haus jene Geſellſchaft, die ſeiner Frau genehm war, Dichter, Maler, Schauſpieler und alle ſonſtigen äſthetiſchen Menſchen von Stuttgart. Darüber lächelten die Scythen, aber die Beteiligten waren es zufrieden; Frau Hildegard ſöhnte ſich mit der Mesalliance aus, und wenn Leonhard aus dem Komptoir nach Hauſe kam, ſo hinderte ihn die feinſinnige Menſchheit, die er da beiſammen fand, weder an der Befriedigung ſeines Appetits, noch an einem Schläfchen im Hintergrunde des Salons. Und als ihnen vollends ein ſchöner blonder Knabe geboren wurde, da ſteigerte ſich die Zufriedenheit zur Seligkeit. Frau Hildegard hatte nun vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben wirkliche ſtarke Empfindungen, und auch Leonhard fühlte ein tieferes Regen im Gemüt, als je vorher. Dies brachte die beiden Gatten einander näher, die bisher in ihrem Seelenleben ſo getrennt geweſen, als lebten ſie in verſchiedenen Weltteilen; zwei Kinderärmchen hatten ſich ausgeſtreckt und ſie über den weiten Ozean einander zugeführt, und an dieſer Wiege wurden ſie eines Sinnes: daß es dieſer kleine Bube gut haben ſollte im Leben . . .

Und es ward ihm gut — was war dies für eine ſchöne, fröhliche, behütete Kindheit in dem ſtattlichen

Hauſe der Königsſtraße, in der ſchattigen Villa am Reinsburger Weg! Georg blieb der Einzige, aber deshalb fehlte es ihm doch nicht an Geſpielen und jeglicher Luſtbarkeit. Ja wohl, es war nicht zu verwundern, wenn dem einſamen Manne dieſe Kindheit als ein Paradies im Gemüt lebte, und daß er auch jetzt noch die Schlange nicht erkannte, war gleichfalls wohl begreiflich. Denn es war eine glitzernde Schlange, und man mußte ſcharf zuſehen, um zu erkennen, daß ſie die Vergifterin dieſer Jugend geweſen und nicht etwa ihr harmloſer Schmuck. Das war die eitle Verſchrobenheit der Mutter. Frau Hildegard hatte ſich darein gefunden, nur eben eines Kaufmanns Gattin zu ſein, und daneben die Pythia aller zartfühlenden Naturen zwiſchen Neſenbach und Neckar, aber Georg ſollte werden, wozu ihn das Söllenhoff'ſche Blut in ſeinen Adern beſtimmte: ein Dichter oder Denker, gleichviel was, aber ein berühmter „äſthetiſcher" Mann. So weit hatte noch ihre eigene Vernunft und die Willenskraft Leonhards vorgehalten, dem Kinde die friſche Jugendluſt nicht durch bleichſüchtige, verlogene Dreſſur zu verbittern; aber mit dem zehnten Jahre begann allmählich dieſe Dreſſur für das „Höhere." Allerdings ſprach der Vater den Entſchluß, ſeinen einzigen Jungen zum Kaufmann, zum Erben der alten Firma zu erziehen,

mit ſolcher Entſchiedenheit aus, daß ſie nicht zu widerſprechen wagte, aber daß Georg zunächſt das Gymnaſium abſolviere, ſetzte ſie doch durch.

Damit iſt Zeit gewonnen, dachte ſie, und inzwiſchen entfaltet ſich das Genie gewiß ſo imponierend, daß ſelbſt dieſer Barbar es nicht wagen wird, es in ſein Komptoir zu ſtecken! War nun aber Georg wirklich ein Genie? Frau Hildegard zweifelte nicht daran, und jedes langhaarige Stück Menſchheit, welches ſich an ihrer gaſtlichen Tafel wohl ſein ließ, beſtärkte ſie in dieſem Glauben — weil der Knabe gern Gedichte las und ſpäter auch Gedichte machte! Kein Zweifel, er hätte beides auch aus ſich ſelbſt heraus gethan, und ſeine Verſe waren ſogar für dieſes Alter überraſchend hübſch; in dem guten feinen Jungen ſteckte wirklich ein lyriſches Talent.

Aber gerade darum ward ihm dieſe Treibhausluft doppelt zum Unheil. Die künſtliche Wärme ließ ſeine Begabung in ungeſunder Frühreife emporſchießen, und er ſelbſt gewöhnte ſich an dieſe berauſchende, entnervende Luft und hielt ſie für die wirkliche Atmoſphäre des Lebens. Wenn Leonhard Münzer ſich zuweilen in vertrautem Geſpräche mit ſeinem Kaſſierer, dem alten Herrn Mösle, das Herz erleichterte, ſo pflegten beide, wie aus einem Munde, alle Verſe der

Welt in jene Gegend zu verwünſchen, woher ſie den Pfeffer bezogen; aber die Wackeren irrten.

Das Unglück lag weder in der deutſchen Litteratur, noch im Talent Georgs, ſondern in der Überſchätzung, die man an ihm großzog, und noch mehr in der Auffaſſung des Lebens: Dichten oder Dichtungen genießen, ſei die einzig menſchenwürdige Thätigkeit und alles ſonſtige Können und Wiſſen trockener, nüchterner Kram, mit dem ſich ein ſolcher Begnadeter gar nicht abgeben dürfe. Es war wirklich nur der Begabung Georgs und daneben ſeinem vom Vater ererbten Pflichtgefühl zu danken, wenn er in der Schule denn doch etwas lernte und ſein Abiturienten-Examen anſtändig erledigte.

Das war das Signal zur Entſcheidungsſchlacht: Komptoir oder Univerſität! — und Frau Hildegard hatte ſich durch Einübung aller erdenklichen Nervenübel hierzu gerüſtet. Aber Leonhard gab raſch nach, rätſelhaft raſch, wie er denn überhaupt in letzter Zeit ein gedrückter, trauriger Mann geworden. Nur die eine Bedingung ſetzte er: daß Georg ein praktiſches Studium betreibe, die Jurisprudenz.

Die Mutter fühlte, daß dagegen nichts einzuwenden ſei, und ſo begnügte ſie ſich mit der Mahnung an den ſcheidenden Sohn: „Laß den heiligen Quell nicht im

Staube der Pandekten verrinnen, und daß Du mir auch die Poeſie des Studentenlebens recht ergründeſt!“

Aber das war eine überflüſſige Mahnung, und während der Doktor Münzer jetzt im einſamen Grübeln dieſer Zeit gedachte, ſank ſein Haupt noch tiefer auf die Bruſt, und die lichte Röte ſtieg ihm ins verhärmte Antlitz . . .

„Das „Vermiſchte,“ Herr Doktor! Und im Roman weiß ich heute keine Stelle, wo man beſonders ſpannend abbrechen könnte.“

Der Brütende fuhr empor.

Es war der Faktor der Zeitung, der alte Becker; er nahm die Ausſchnitte und legte den Abzug der Roman-Fortſetzung auf den Tiſch. Der Redakteur überflog die Zeilen; es war das Werk eines weiblichen Genies, ſpielte abwechſelnd in einem Mädcheninſtitut und in einer Räuberhöhle, und hatte ſo viel Handlung, als man nur irgend für drei Pfennige pro Zeile liefern kann. „Hier,“ ſagte der Doktor nach längerem Suchen. „‚Edgars einzige Entſchuldigung war, daß er die ganze Schwere ſeines Verbrechens nicht kannte, denn . . .‘ Hier machen Sie einige Punkte und darunter: ‚Fortſetzung folgt.‘ Das iſt doch ſpannend genug?“

„Na, und ob!“ rief der Faktor in ehrlicher Bewunderung. „Damit wird auch Herr Senftinger zu-

frieden ſein!“ — „Iſt er's ſonſt nicht?“ — „Hm, er iſt heute etwas launiſch, etwas unruhig. Und ich fürchte“ — der Faktor beugte ſich vertraulich vor — „es geht gegen Sie! Er läßt Ihnen ſagen, Sie möchten heut nicht aus dem Bureau gehen, ehe er Sie aufgeſucht hat, und dann hab' ich's deutlich gehört, wie er zu ſich ſelbſt ſagte: ‚Die Sache muß endlich entſchieden ſein!‘ . . . Ach! Herr Doktor, er wird Ihnen doch nicht . . .“

„Kündigen?“ ergänzte dieſer mit bitterem Lächeln, „ich glaube, nein; aber wenn auch, was läge daran?“

„Haben Sie eine andere Stelle?“

„Das findet ſich, und wenn nicht, ſo giebt es ja eine Stelle, die Jedem offen ſteht! . . .“ Der Faktor ahnte den furchtbaren Sinn dieſer Worte nicht. „Nun freilich,“ bekräftigte er treuherzig, „einem ſtudierten Mann wie Sie kann es nirgendwo fehlen!“

Der Unglückliche war wieder allein. „Auch dies noch!“ murmelte er. „Es wäre zu viel! . . .“ Er erhob ſich und begann erregt auf und nieder zu gehen, dann trat er an den Tiſch heran und entzündete die Gaslampe. Es fiel ihm bei, daß noch die Theaternotizen fehlten, und er griff nach den Zeitungen. Aber die Blätter entſanken ſeiner Hand. Die Gedanken wirbelten durchs Hirn, von jenen Erinnerungen, die ihn vorhin erfüllt, bis zur letzten Unterredung und wieder zurück . . .

„Ein ſtudierter Mann!“ — er lachte bitter auf. Daß Gott erbarm' — was hatte er „ſtudiert“ in den wohlgezählten dreizehn Semeſtern ſeiner Univerſitätszeit in Bonn und Berlin, in Heidelberg und jener kleinen Hochſchule, von welcher die Leuchte der äſthetiſchen Dynaſtie Söllenhoff über das deutſche Vaterland hin ſtrahlte! Er hatte zuerſt die „Poeſie des Studentenlebens“ recht ergründet und dies und jenes Korpswappen mit dem Gelde ſeines Vaters für ein Semeſter zu unerhörtem Glanz gebracht, und daneben hatte er ein radikales Mittel gebraucht, um den heiligen Quell vor dem Pandektenſtaub zu hüten. Er war dieſen ehrwürdigen Büchern die ganze Zeit auf zehn Schritte vom Leibe geblieben! Inſkribiert war er an der Juriſten-Fakultät, weil es der Vater ſo verlangte, und damit war ſeine Verpflichtung erledigt — oder nein! das hatte er ſich ſelbſt damals kaum einzureden vermocht — aber ging nicht eine andere heiligere Verpflichtung vor, jene gegen ſich ſelbſt und gegen die Mitmenſchen, für die der Dichter Georg Münzer in voller Herrlichkeit heranblühen, auf alle erdenkliche Weiſe gehegt und großgezogen werden mußte? Das forderte die ganze gebildete Welt durch ihre edelſten Repräſentanten: Frau Hildegard und die Dynaſtie Söllenhoff; war es möglich, ſich dieſer Forderung

zu entziehen? Und dann, wie langweilig, wie dornenvoll war der Weg durch die Pandekten und das Landrecht bis zum Doctor utriusque juris, und wie angenehm, wie mit Roſen umhegt der Weg zum Gipfel dichteriſchen Ruhms, das heißt nach der Auffaſſung jener „ganzen gebildeten Welt.“ Denn was hatte man dabei zu thun? Vor allem mußte man die Poeſie des Lebens ſtudieren, nicht blos des Couleurtreibens, ſondern des Lebens überhaupt; man mußte Bälle und Geſellſchaften beſuchen, Reiſen machen u. ſ. w. Zweitens mußte man ſich, wie der derzeit regierende Aeſthetiker Söllenhoff IX. riet, „Anregung aus den Wiſſenſchaften holen, ohne von dem trockenen Zeug erdrückt zu werden,“ zu deutſch: man mußte ab und zu in dem und jenem Kolleg hoſpitieren und dies und jenes Buch durchblättern, um ſchließlich von jeder Wiſſenſchaft einen Dunſt zu haben und von keiner einen klaren Begriff. Drittens aber mußte man — dichten, raſtlos, als könnte die Welt nicht eher vom Uebel erlöſt ſein, bis man das erſte Tauſend vollgemacht.

Und all dieſen drei Verrichtungen war Georg Münzer eifrig nachgekommen in ſeiner „Studenten“-Zeit, vom neunzehnten bis zum ſechsundzwanzigſten Jahre, wie eifrig, das bewies das Hauptbuch ſeines Vaters, der Stand ſeiner Bildung und die Mappe ſeiner Gedichte! ...

„Ein ſtudierter Mann!“ wiederholte er in demſelben bitteren Tone, und dann klang ihm auch jener Satz aus dem Muſterroman wieder auf, dem er ſoeben einen ſo ſpannenden Abſchluß gegeben. Gewiß! auch ſeine einzige Entſchuldigung war, daß er die Schwere ſeines Verbrechens nicht kannte; er ahnte nicht, warum der Vater ſo leicht darauf verzichtet, den einzigen Sohn der alten Firma zu widmen, warum dieſer knorrige Mann binnen wenigen Jahren zum gebrochenen Greiſe geworden. Leonhard Münzer hatte es ja ſeinem einzigen, heiß und bis zur Thorheit geliebten Sohne nie geſtanden! Aber war dies eine Entſchuldigung, und hätte Georg Kraft und Leben ſo vergeuden dürfen, ſelbſt wenn er geweſen wäre, wofür er ſich hielt, eines reichen Mannes Sohn?! Und wo gab es vollends eine Entſchuldigung für ſein ſchlimmſtes „Verbrechen,“ für den Verrat an ſeiner Liebe?! „Ich büße es hart!“ murmelte er mit zuckenden Lippen, „denn wäre auch alles ſo gekommen, wie es kam — an ihrer Seite, von ihrem Gemüt erquickt, von ihrer Liebe gelabt, wär' ich heute doch nicht unglücklich. Nein! wer ein Weib wie ſie ſein eigen nennen darf, iſt gefeit vor dem Jammer des Lebens und in ſich beglückt, wohin ihn das Schickſal ſtellen mag. Ich habe dies Glück beſeſſen und es von mir

geworfen, aus Thorheit, aus Feigheit und Selbſtſucht! . . . o, ich Elender!“

Das war am Schluſſe ſeiner Studienzeit geweſen und vor nun vierzehn Jahren, in jener kleinen Univerſitätsſtadt Y., die von der Dynaſtie Söllenhoff regiert wurde. Georg hatte ſich auf den Rat ſeiner Mutter dahin begeben, weil auch ſie nachgerade der Anſicht war, daß er ſich genügend zum Dichter vorgebildet und nun das große Examen ablegen müſſe: die Herausgabe ſeiner Gedichte. Darin ſollte ihm ihr Bruder, eben derſelbige, der nach den Geſetzen der Vererbung der berühmte Aeſthetiker Söllenhoff IX. geworden, behilflich ſein und daneben in der Erfüllung einer kleinen unbedeutenden Formalität, welche jedoch hauptſächlich des Vaters wegen geſchah, der Erwerbung des Doktortitels. Der Juriſten-Fakultät war es allerdings nicht zuzumuten, die vielen Inſkriptionen als genügende Belege des Wiſſens gelten zu laſſen, aber das Doktorat der Philoſophie ließ ſich gewiß unter ſolcher Aegide und gegen Baarzahlung der Taxen leicht erwerben. Das gelang denn auch raſch und ſchmerzlos; weit langſamer und ſchmerzhafter vollzog ſich die Redaktion der Gedichte. Oheim und Neffe waren darüber einig, daß jedes einzelne in ſeiner Art vortrefflich ſei, aber ſie hätten zuſammen drei Bände gegeben, und

das ging denn doch nicht an. Schon aus Rückſicht auf das deutſche Volk, es hatte ſeit Jahrzehnten nach echter Lyrik geſchmachtet, und man weiß, wie gefährlich es iſt, einem Ausgehungerten plötzlich reichliche Nahrung zu bieten; er darf nur langſam wieder daran gewöhnt werden. Daneben wirkte allerdings auch eine andere Rückſicht. Der Verleger erklärte, er ſei bereit, gegen Erlag der halben Druckkoſten einen Band von zwanzig Bogen zu publizieren, aber auch nicht eine Zeile mehr.

So mußte man ſich denn zu einer Auswahl bequemen, und da ja der innere Wert bei allen der gleiche war, konnte nur der Grad der Wirkung auf ein gebildetes Publikum darüber entſcheiden. Und ſo las denn Georg Münzer ſeine Verſe jenem „äſthetiſchen Kränzchen“ vor, das ſich allwöchentlich im Hauſe ſeines Oheims zuſammenfand. Nie hat eine Vereinigung ihrem Namen größere Ehre gemacht; denn mehr Aeſthetik, als ſich an dieſen Freitagabenden zuſammenfand, war unmöglich in einem mittelgroßen Zimmer zuſammen zu bringen. Da ſaß die gereiftere Empfindſamkeit und Feinfühligkeit der Stadt in ſeltſamen Fräcken und kurioſen Kleidern, geziert mit falſchen Locken und Perücken, dann Söllenhoff IX. und ſein Sohn, der Privatdozent Söllenhoff X. und alle leibliche und geiſtige Nachkommenſchaft der Dynaſtie: die eifrigſten Studenten und jene jungen

Damen, welche den jeweiligen populären Vortragscyclus beſuchten. Und mitten in dieſer Geſellſchaft ſaß die kluge, kleine, hübſche Minna Frieder und blickte mit den klaren, braunen Augen ſtill und ruhig vor ſich hin. Ihre Mutter, die einſt Söllenhoff VIII. gehört, hatte es aus Pietät für dieſe Erinnerungen ihrer Jugend durchgeſetzt, daß Minna dieſen Cyclus beſuche, obwohl Herr Gottfhelf Frieder, der Stadtbaumeiſter, gemeint hatte, daß ſein liebes Kind auch ohne dieſen Firlefanz gebildet genug ſei für einen braven Bürgersmann, und obwohl Minna ſelbſt eigentlich nicht jenes „Dürſten nach den Idealen“ empfand, das durch Vorträge und das Kränzchen geſtillt werden ſollte.

Gleichviel, nun ſaß ſie im Kreiſe, beſcheiden und andachtsvoll, aber die Anderen wurden die Empfindung nicht los, daß ſich hier eigentlich doch ein ſchwarzes Schaf unter den weißen Lämmlein eingeſchlichen, und ſie ſelbſt dachte Aehnliches. Denn weder konnte ſie die kunſtvolle Art des Liderauffſchlags erlernen, die da üblich war, noch lernte ſie den Ton, in welchem von dieſen Auserwählten die Worte „Entzückend!“ und „Hinreißend!“ geflüſtert zu werden pflegten. Und die Empfindung?! Minna Frieder hatte die Klaſſiker geleſen und manches andre gute Buch, und wenn ſie ſich in einen Dichter vertiefte, ſo klopfte ihr das Herz bei dieſer Stelle, und bei

jener feuchtete ſich ihr Auge; aber das ſie dennoch eine fühlloſe Barbarin ſei, wurde ſie jetzt inne; mit dem Gemüt, mit der Empfindung, die hier an einem Abende verbraucht wurden, kam ſie einen ganzen Monat aus. Ob ſie rechte Zerknirſchung darüber empfand? Nun, ſie blickte ganz reſolut drein, die kluge Kleine, und was oft wie ein Blitz über ihr Antlitz huſchte oder aus den munteren Augen ſprühte, war kaum als Zeichen ſchmerzlicher Selbſterkenntnis zu deuten. Und dieſer Blitz war namentlich an jenem erſten Abende ſehr deutlich zu gewahren, da ein blonder und ſonſt ganz hübſcher junger Mann, der aber die Haare etwas lang und die Naſe etwas hoch trug, am Leſetiſchchen Platz nahm und ſeine Verſe zu rezitieren begann. Das währte zwei Stunden, und dann ſollte die Debatte folgen und die Abſtimmung. Aber die Kritik beſchränkte ſich darauf, daß in zwanzig Augenpaaren zugleich das Weiße ſichtbar wurde, und zu der Abſtimmung kam es überhaupt nicht . . . „Entzückend! . . . hinreißend!“ — die höchſte Vortrefflichkeit läßt ſich eben nicht mehr meſſen und wägen.

So verfloſſen auch die nächſten Abende: das äſthetiſche Kränzchen gewann keinen Einfluß auf die Redaktion der Gedichte. Aber Folgen hatte es doch, ungeahnte, unerhörte Folgen. Zwei junge Herzen hatten

ſich da kennen und lieben gelernt: Georg Münzer und Minna Frieder. Es war merkwürdig, rätſelhaft, ja ſogar in Anbetracht der geringen poetiſchen Empfänglichkeit dieſes Mädchens geradezu empörend — aber was auch die äſthetiſche Dynaſtie und ihr geſamter Anhang einerſeits, was der brave Stadtbaumeiſter und ſeine Sippe andererſeits ſtaunen, jammern und predigen wollten — Georg liebte dieſes „unbedeutende Kind," und ſie liebte dieſen „hochmütigen Verſedreher!"

Wie es ſich die Anderen in ihrem Groll und Verdruß nicht zu erklären vermochten, ſo wenig die Beiden in ihrer bebenden Seligkeit. Es war eben ein richtiges Wunder! Minna Frieder war die Hübſcheſte im Kränzchen und ſo war's wohl natürlich, daß der junge Dichter ſeine Augen, wenn er ſie vom Blatte erhob, am liebſten auf dieſem friſchen Antlitze ruhen ließ, aber eine Schönheit war ſie nicht. Oder hatte die Art, wie ſie ihm anfangs begegnet, ſeine Eitelkeit gereizt? Ihm war jenes bedenkliche Zucken im Antlitz nicht entgangen, er mußte wohl bemerken, daß dieſer Trotzkopf allein weder „entzückt" noch „hingeriſſen" war; hatte ihn gerade dies angeſtachelt, ſie zu gewinnen?! Vielleicht war es doch ein anderer und edlerer Zauber geweſen; vielleicht empfand er trotz aller anerzogenen Unnatur und Verblendung die ſchlichte Lieblichkeit ihres Weſens, die

keuſche Natürlichkeit ihres Empfindens, und fühlte ſich eben dadurch zu ihr hingezogen, wie zu einem rettenden Halt inmitten der Lüge, die ihn umgab! Ja, dadurch allein, daß Georg im Kern ſeines Weſens denn doch gut und rein geblieben, ward es erklärlich, daß er ſie, und vollends nur dadurch, daß ſie ihn lieben gelernt! Denn von der Eitelkeit, eines „Unſterblichen“ Weib zu werden, hätte ſich dieſes Mädchen gewiß nicht hinreißen laſſen; ſie ſchätzte ſeine Begabung, aber das es mit der Unſterblichkeit gute Wege hatte, wußte ſie wohl.

Doch wie dem auch ſein mochte, ſie liebten ſich innig, feſt und ſtark, und Beiden war es heilig ernſt um ihr ſtilles Verlöbnis. Wie ſchwer ſich auch der unglückliche Mann jetzt mit dem Bewußtſein der Schuld belaſten mochte, daß er mit dem Mädchen blos ſein Spiel getrieben, durfte er ſich nicht aufbürden. Aber es kommt Alles, wie es kommen muß und man wird nicht ſtraflos für die Unſterblichkeit erzogen. Die äſthetiſche Dynaſtie hatte es nicht allein zu Wege gebracht, ſie rief die Mutter zu Hilfe. Die verblendete Frau eilte herbei und begann ſeine Neigung zu bekämpfen, wie man ein Unglück bekämpft. In ihren Augen war es ja auch ein wirkliches, großes Unglück! Darf ſich ein Dichter, ein „echter Dichter,“ die Sorge für Weib und Kind aufladen — und nun

gar in ſo jungen Jahren?! Und wenn er einſtens ſeine Wahl traf, ſo durfte es nur ein außerordentliches Geſchöpf ſein, eine „wahrhaft poetiſche“ Natur, aber nicht ſo ein „hausbackenes Bürgerskind.“ Georg Münzer rang und kämpfte und brachte ſchließlich doch „ſein Glück zum Opfer, wie es nun einmal des Dichters Teil iſt!“ So wenigſtens ſtand in dem Briefe zu leſen, in dem er ſich von der Geliebten losſagte . . .

Was ſie darüber gelitten, hatte er nie erfahren und ſich wohl auch damals nicht viel Gedanken über ſeinen Wortbruch gemacht. Er ſtand ja vor der großen Entſcheidung: Die „Gedichte“ wurden ausgewählt, korrigiert, gedruckt. Und endlich kam der große Tag, da er das erſte Exemplar den Eltern heimbringen konnte. Die Mutter jauchzte, und dem Vater war es die letzte Freude auf Erden. Eine Woche ſpäter trugen ſie den alten Mann zu Grabe. An ſeinem Sarge rühmte es ihm der Pfarrer nach, wie er ſein Ererbtes durch ehrliche Arbeit gemehrt und die Zierde ſeines Standes geweſen. Zwei Stunden nach der Heimkehr vom Begräbniſſe wußten es die entſetzten Hinterbliebenen anders; der alte treue Mösle, ſelbſt einem Toten ähnlicher als einem Lebenden, erklärte ihnen, daß die Firma „Johann Georg Friedrich Münzer's Erben“ ſofort den Bankerott anſagen müſſe, einen ſchimpflichen, die Gläubiger ſchä-

digenden Bankerott, weil der alte Herr im Trotze der Verzweiflung den Ruin ſeit Jahren nur durch die künſtlichſten Praktiken vor der Welt verhehlt. Sie waren arm, bettelarm, und nachdem alles verkauft worden, zog die Mutter zu ihrem Bruder, und Georg mietete ſich in einer ärmlichen Kammer ein. Aber ſo tief ihnen der Schmerz um das Verlorene am Herzen nagte, unglücklich fühlten ſie ſich nicht! Nun mußte ja der Erfolg der Gedichte kommen. Der große, unausbleibliche Erfolg und mit ihm Ehre, Gold und Ruhm ...

„Guten Abend, Kollege!“ In der Thüre erſchien die hagere, vorgebückte Geſtalt Dürckhoff's, des Chefredakteurs. „Wir haben wenig Politik, brauchen viele Notizen, haben Sie das „Theater“ fertig?“

Münzer fuhr empor und ſtrich ſich wie erwachend über die Stirn. „Noch nicht! aber ich will ſofort —“

„Sie ſehen ſo verſtört aus, Kollege! Nehmen Sie ſich doch das Gerede des alten Becker nicht ſo zu Herzen! Er hat es nämlich auch mir erzählt, und ich ging ſofort zu Senftinger, um ihn auszuholen. Die Sache geht ja auch mich an, wir ziehen nun zwölf Jahre an demſelben Karren . . .“

„Ich danke Ihnen!“ murmelte der Andere.

„Das war ja nur kollegiale Pflicht! Aber klug bin ich auch nicht daraus geworden. Nur ſoviel habe

ich bemerkt, daß er ſich vor der Unterredung mit Ihnen ordentlich fürchtet, und das iſt bei dieſem weichherzigen Manne allerdings kein gutes Zeichen. Nun, im ſchlimmſten Falle bin doch auch ich noch da, und mein Wort gilt etwas bei ihm. Die Notizen will ich für Sie beſorgen!“ Er griff nach den Zeitungen. „Was leſen Sie da? Ihre Gedichte? Münzer, das iſt nicht gut! Ich weiß ja, wie Ihnen dabei zu Mute wird!“

Der Unglückliche wandte ſich ſchweigend ab.

„Die alte Geſchichte,“ fuhr Dürckhoff teilnehmend fort und legte das Büchlein auf den Tiſch. „Ich habe ja die Sachen geleſen; recht brav, recht gut, aber das ſchafft nicht Brod, noch Namen! Der junge Poet will's freilich nicht glauben, bis er es glauben muß, und dann iſt's oft zu ſpät! Die Kritik bleibt kalt, das Publikum noch kälter, man wird bitter und müde. Je ſüßer der Traum, um ſo ſchmerzlicher das Erwachen!“ — „Sehr ſchmerzlich!“ — „Aber das thut Ihnen doch heute nicht mehr weh?“

„Nein — gewiß nicht!“

Münzer war wieder allein und ſtöhnte tief auf. Er hatte gelogen, es that ihm noch heute weh! Wie war er noch in den erſten Monaten verblendet geweſen! Allerdings hatte da die Dynaſtie Söllenhoff ihre äſthetiſchen Verbindungen wacker ausgenützt; es

erſchien ein Dutzend Kritiken, eine lobender als die andere. Aber der Buchhändler zuckte doch die Achſeln, wenn Georg nach Nachbeſtellungen fragte: „Das Publikum erwärmt ſich für Gedichte ſehr langſam," meinte er. „So iſt es eben ſtets den Beſten ergangen!" tröſtete die Mutter, als er ſie kurz vor ihrem Tode beſuchte, ſie ſtarb guten Mutes, kaum ſechs Monate nach ihrem Gatten. Als Georg ſeines Schmerzes Herr geworden und wieder den Verleger aufſuchen konnte, lag bereits das Reſultat vor; das deutſche Volk hatte von den Gedichten Georg Münzers vierunddreißig Exemplare gekauft. Verzweifelt eilte der Dichter zu ſeinen Verwandten; ſie verwünſchten mit ihm den Materialismus der Zeit, eine andere Hilfe konnten ſie ihm nicht gewähren. Uebrigens hinderte der Idealismus Söllenhoff's des Neunten dieſen würdigen Mann doch nicht, den Rückgang des Verlöbniſſes mit der reichen Bürgerstochter zu beklagen. „Verſorgt wärſt Du nun doch!" meinte er. „Freilich war ſie ein hausbackenes Geſchöpf. Sie hat nun einen Färbermeiſter Berkow geheiratet, einen reichen ältlichen Mann. Natürlich eine Vernunftheirat; dieſes Pack hatte ja keine Spur von echtem Idealismus!" Hingegen wußte Söllenhoff der Zehnte beſſeren Rat: „Du mußt nun bei der Litteratur bleiben und Journaliſt werden, Kritiker. Das iſt ja der einzige

Beruf, für den Du einiges Wiſſen mitbringſt. Am beſten wendeſt Du Dich gleich in eine große Stadt!“

Und er gab ihm Empfehlungen nach Frankfurt mit. „Da muß es Dir glücken!“

Aber es glückte ihm doch nicht, dem armen Manne, der nichts Gründliches gelernt, nicht einmal ernſthaft zu arbeiten. Ein Poſten wollte ſich nicht finden; das Honorar der wenigen Notizen, die er unterbrachte, genügte nicht, ihn vor Hunger und Kälte zu bewahren. Vergeblich bewarb er ſich um Korreſpondenzen für auswärtige Blätter, um eine Anſtellung bei einem kleinen Blatte. Es ging abwärts mit dem armen Opfer eigenen und fremden Wahns, immer tiefer abwärts. Nur mit Schaudern konnte er dieſer Zeit gedenken — wie hatte er den Proletarier beneidet, der ſich nicht vor dem Schneeſchaufeln ſcheut, dem Betteln ... Da bot ſich ihm plötzlich, urplötzlich die helfende Hand; der Eigentümer der „X'er-Zeitung“ fragte an, ob Herr Dr. Georg Münzer geneigt ſei, ſeine ſchätzbare Kraft u. ſ. w. Ach! ob er geneigt war! ...

Es klopfte an die Thüre. „Herein!“ ſagte Münzer mit faſt verſagender Stimme; er wußte, wer da kam, aber was er brachte? ...

In der That, es war Herr Franz Xaver Senftinger, das rote, gutmütige Antlitz noch viel röter als ſonſt

und offenbar ſehr befangen. „Guten Abend!“ begann er und wiſchte ſich die ſchweren Schweißtropfen von der Stirn. „Was das für ein ſchwüler Abend iſt, wie im Sommer!“

„Wie im Sommer!“ wiederholte Münzer tonlos. Dann richtete er ſich auf; was da drohte, war nicht mehr abzuwenden, es ſollte wenigſtens raſch kommen, raſch und klar. „Sie haben mir Wichtiges zu ſagen?“

„Hm! allerdings!“ Wieder kam das Taſchentuch in lebhafte Thätigkeit. „Es fällt mir freilich ſchwer. Eigentlich hätte ich es ſchon früher thun ſollen, aber, offen geſagt, für ſolche Geſchäfte tauge ich ſchlecht . . . Ach ja!“ Er ſeufzte tief auf. „Nun muß es ſein!“

„Sprechen Sie!“

Wieder ein tiefer Seufzer. Dann wurde der gute dicke Mann faſt zornig. „Sie haben gut reden: „Sprechen Sie!“ . . . Als ob das ſo leicht wäre! Wenn man ein Geheimnis ſo lange mit ſich herumträgt, zwölf Jahre, Herr Doktor, und nun ſoll es plötzlich heraus . . . Man iſt ja kein Unmenſch, ſo zu ſagen, man hat Herz, man hat Gemüt, es geht einem ſelber nahe. Ich müßte ja ein Stein ſein, wenn es mir nicht nahe ginge.“

Münzer erbleichte; es war doch, wie der alte Becker befürchtet. „Soll ich Ihnen helfen?“ fragte er bitter.

„Ja wie denn? Wiſſen Sie es denn, ahnen Sie es? Nichts ahnen Sie! Habe ich Ihnen denn während der zwölf Jahre nur eine Silbe verraten? Ich habe geſchwiegen wie das Grab, obwohl es mir ſchwer fiel. Denn ſehen Sie, man iſt ja nur eine kleine Zeitung, man lebt ſo eng beiſammen, eine kleine Zeitung ſollte keine ſolchen Geheimniſſe haben! Das drückt, das macht befangen! Wie oft hat mir ſo eine kleine Anſpielung auf der Zunge gelegen, aber ich habe ſie unterdrückt wie ein Mann! Iſt das nicht richtig?“

„Wahrſcheinlich! Aber nun zur Sache!“

„Was Sie nur ſo ungeduldig ſind, Herr Doktor! Alſo, ſehen Sie, während dieſer zwölf Jahre ſprachen wir nur Geſchäftliches oder ſonſt nur ganz gleichgiltiges Zeug. Habe ich Ihnen aber je meine Meinung . . . nämlich wie ich wirklich über Sie dachte . . . nein! Davon ſprach ich nichts. Jetzt muß es ſein, ich muß Ihnen alſo ſagen . . .“ Er ſtockte wieder.

„Daß Sie mit mir nicht zufrieden ſind!“ ergänzte Münzer mit zitternder Stimme. „Daß Sie mir kündigen! Nun ſind Sie der Mühe überhoben.“

„O! du meine Güte!“ Der dicke Mann ſchnellte empor. „Was ſchwatzen Sie da? Kündigen — im Gegenteil! Wie kommen Sie auf ſolchen Unſinn?“

Der Doktor atmete erleichtert auf. „Aber was iſt es ſonſt?“ fragte er.

„Ja, was ſonſt? Als ob es mit drei Worten zu ſagen wäre! . . . Alſo! Es betrifft Sie, Herr Doktor! Alſo, Sie ſind ein ſtiller Mann, ein trauriger Mann! Ihnen fehlt was! Sollte es — verzeihen Sie — Liebeskummer ſein? Nämlich, ich meine nur ſo, Sie kennen eine Dame hieſiger Stadt und lieben ſie, aber die Verhältniſſe — die Eltern ſind dagegen, das Gehalt iſt zu klein —“

Münzer mußte lächeln. „Nein, Herr Senftinger,“ beteuerte er.

Der dicke Mann nickte äußerſt befriedigt. „Aber was nicht iſt, kann ja werden, nicht wahr? Wenn ſich nun Eine fände, jung, hübſch, gute Familie, etwas Vermögen . . .“

„Herr Senftinger!“ rief Münzer, „Sie wollen mich doch nicht verheiraten?“

„Nun, das wäre ja keine Sünde!“ Er lächelte etwas verlegen. Dann faßte er die Hand des Redakteurs. „Ich meine es gut mit Ihnen, Doktor, ich will Sie glücklich ſehen . . .“ Es klang ſo gut, ſo ehrlich und in allem Ungeſchick ſo rührend.

„Daraus kann nichts werden!“ ſagte Münzer bewegt. „Ich danke Ihnen herzlich, aber nun und nimmer!“

„Und warum nicht?“

„Es thut mir weh, davon zu ſprechen, aber Ihnen bin ich die Wahrheit ſchuldig. Ich habe dieſes Glück verſpielt und verſcherzt für immer. Ich war ein Thor, ein Wahnſinniger, ein Verbrecher! Ich habe die Liebe eines Mädchens beſeſſen, des edelſten, trefflichſten Mädchens, und ſie von mir geſtoßen. Das iſt aus und vorbei für immer. Aber wer Eine geliebt hat, wie ſie war, liebt keine Andere mehr!“

Seine Stimme zitterte von verhaltenen Thränen.

Herr Senftinger aber — war das noch derſelbe gute, dicke Mann oder ein hartherziger, ſchadenfroher Barbar? — Herr Senftinger ſtrahlte vor Glück und unterdrückte mit Mühe einen Jubelruf. „Alſo — alſo — dieſe Selbige lieben Sie noch immer und können darum keine Andere nehmen?!“

Münzer überſah, in ſeinen Schmerz verſunken, die ſeltſame Luſtigkeit ſeines Gegenüber. „Ja!“ erwiderte er tonlos.

„Hurrah!“ Der dicke Mann hieb auf die Tiſchplatte, daß es dröhnte. „Und Hurrah! und noch mal Hurrah! Laſſen Sie ſich umarmen, Doktor! Es iſt zu ſchön! Und nun kommen Sie, kommen Sie!“.

„Wohin?“ ſtammelte Münzer erſtaunt, faſt entſetzt. „Was haben Sie nur?“

„Was ich habe?“ ſchrie der dicke Mann und

ſtemmte die Arme unternehmend in die Hüften. „Dieſer Doktor Münzer fragt, was ich habe?! Verſchiedenes habe ich! Zum Beiſpiel eine Schweſter Caroline unten in Y., dem gelehrten Neſt, woher ich ſelbſt bin! Caroline Frieder, geb. Senftinger, Gattin des Stadtbaumeiſters Gotthelf Frieder. Und eine Nichte habe ich, Minna, geborene Frieder, verwitwete Gerbermeiſter Berkow!“

„Minna Ihre Nichte?!“

„Ja, das iſt ſie ſeit ihrer Geburt, aber Witwe erſt ſeit zwei Jahren! Ahnen Sie noch immer nichts von dem Geheimnis der „X'er Zeitung,“ einem großen Geheimnis, obwohl es nur eine kleine Zeitung iſt? Wie bin ich denn plötzlich vor zwölf Jahren auf den Einfall gekommen, Sie mir hierher in die Redaktion zu ſetzen? Wie?! Ihren Namen kannte ich freilich, ich wußte, daß es der Name des Mannes war, der an meiner Nichte — nun, ich will Ihnen nichts hartes ſagen, Sie haben es voll abgebüßt! Alſo wie?! Weil ich eines Tages einen Brief bekam von meiner Nichte, Minna Berkow, und von meinem Neffen, Friedrich Berkow, worin ſie mich baten: „Verſuch' es mit dem Mann, thu' es uns zu Liebe!“ Und warum ſchrieb dieſe Minna Berkow ſo an ihren Onkel? Weil ſie edel und gut iſt, ein richtiger Engel, wie im

Grunde jedes richtige Frauenzimmer, weil ſie zwar ihrem Gatten ein treues, braves Weib war und die Freude ſeines Lebens, aber doch zugleich Pietät hatte für ihre erſte, beſte Liebe! Und warum ſchrieb dieſer Friedrich Berkow ſo an mich? Weil er zwar nur ein Gerbermeiſter war und keine Gedichte las, geſchweige denn fabrizierte, aber doch ein Prachtmenſch, der ſo dachte: „Der Mann, den dieſes mein herrliches Weib geliebt hat, ſoll nicht im Elend verkommen, denn er iſt geheiligt durch dieſe Liebe!“ . . . Nun denn, ſo probierte ich's mit Ihnen, und es iſt ja gegangen, was ich auch jährlich einmal zu Weihnachten getreulich nach Y. vermeldete. Vor zwei Jahren iſt Friedrich Berkow geſtorben. Und was that dieſer Mann, als es mit ihm zu Ende ging, obwohl er nur ein Gerbermeiſter war? Da faßte er die Hand ſeines weinenden Weibes und ſagte: „Ich danke Dir für alles, was Du mir geweſen biſt, Du Edle, Du Gute! Du haſt es mich nie fühlen laſſen, daß Dein Herz mir nur Achtung, Treue und Innigkeit zu ſchenken vermochte! Deine Liebe, die wird jenem Andern gehören bis zu Deinem letzten Atemzuge. Und darum bitte ich Dich ſo heiß, wie ein Sterbender flehen kann: werde ſein Weib, wenn er, durch das Leid geläutert, Deiner wieder wert geworden iſt!“ Ja,

ſo ſagte er ....“ Herr Senftinger wiſchte ſich die Augen. „Nun aber — kommen Sie! Nämlich in meine Wohnung! Sie finden da nur ganz kleine Geſellſchaft. Meine Frau und meine Nichte Minna!“ —

Als der kluge, freundliche Sonnenſtrahl am nächſten Tage um die Mittagsſtunde wieder in die enge Hofſtube ſchlüpfen wollte, fand er den Vorhang noch immer herabgelaſſen und dachte betrübt: „Da ſitzt der arme Mann noch immer im Düſter!“

Aber als er ſich nun in das erſte Stockwerk erhob, in die Privatwohnung des Herrn Senftinger, wurde er ſeines Irrtums inne und hätte gewiß aufgejauchzt, wenn ihm der liebe Gott die Stimme dazu beſcheert hätte, denn da ſtand der Mann, den er geſucht, aber mit einem ganz anderen Geſicht als ſonſt; ſanfte Röte auf den Wangen und Glanz der Seligkeit in den Augen. Und wem dieſes Leuchten zu danken war, konnte der Sonnenſtrahl gleich dicht daneben ſehen; im Lehnſtuhl, vor dem der Doktor ſtand, ſaß eine hübſche kleine Dame mit klaren, braunen Augen in einem feinen Antlitz.

Es war nicht mehr ganz jung, dieſes Antlitz, und hatte doch einen Ausdruck, als ob es nie welk und grämlich werden könnte. Das aber wies ſich jetzt beſonders ganz deutlich, als der Doktor ſprach: „Nein, Geliebte, mich quält nichts mehr! Das Glück, das ſeit

geſtern über mich gekommen iſt, iſt ſo unermeßlich, daß ich nun nicht mehr elend ſein kann, gleichviel, welches Schickſal mir jetzt beſchieden wäre. Dieſem echten Glück gegenüber müßte ſelbſt jedes wirkliche Weh verſtummen, geſchweige denn die eingebildeten Schmerzen. Ich will keinen anderen Platz anſtreben, als ich mit eigener Kraft behaupten kann. Ich bleibe der Feuilleton-Redakteur der „X'er Zeitung," aber mit lichteren Empfindungen im Herzen und vielleicht auch mit größerem Können. Denn warum ſollte ich nicht endlich dieſen Beruf lieben lernen, der dem Geſtrandeten einen ſicheren Hafen geboten, dieſen ehrlichen, nützlichen Beruf! . . . Und wer ſeinen Beruf liebt, den liebt dieſer wieder — auch hier will die Gegenliebe durch Liebe erworben ſein! Und dann — die Dankbarkeit! — die Dankbarkeit für die „X'er Zeitung," die kleine Zeitung mit den großen Geheimniſſen! . . ."

Die kleine Frau erwiderte nichts, aber ſie ſtand auf und hob ihr Antlitz zu dem ſeinen empor und — und der Sonnenſtrahl hat den Beiden noch lange zugeſehen, aber wir wollen nicht ſo neugierig ſein und ſie allein laſſen, allein mit ihrem Glück.

Der Stern von Lopuſchna.

Es iſt eine wehmütige Erinnerung aus meiner Jugendzeit, die ich hier in ſchlichten, aber aus tiefſtem Herzen quellenden Worten aufzeichnen will, die Erinnerung an einen edlen Tondichter, das ſchöne Mädchen, das er geliebt, und das herrliche Kunſtwerk, in dem er ſeine Liebe ausgeſtrömt. Das Werk hieß: „Der Stern von Lopuſchna," das Mädchen ebenſo und daneben Anaſtaſia Bogdanowicz, der Künſtler aber Frantiſek Majir.

Der Name dürfte ſelbſt den gründlichſten Kennern der neueren Muſik nicht bekannt ſein; Majir hat den Ruhm, den er verdient, nicht errungen. Aber das lag nicht an ſeinem Streben und Können: eine häßliche Intrigue brach ſeine Kraft und raubte ihm den verdienten Lorbeer. Der Mann, der den teufliſchen Anſchlag ausgeheckt, war nur ein ganz gewöhnlicher Apotheker und ſteht für meinen Zorn zu tief, aber gelungen iſt ihm ſein Werk nur durch die Mithilfe eines auch heute noch vielgenannten, ja gefeierten Künſtlers.

Mit Unrecht gefeiert, wenn er etwa auch noch gegen andere die gleiche Schuld auf dem Gewiſſen hat wie gegen den armen Majir. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht ja dafür, und dann wäre der ganze Ruhm dieſes Mannes eitel Lüge! Doch will ich nichts behaupten, was ich nicht beweiſen kann.

Den Frevel an Majir aber kann ich beweiſen. Und darum werde ich den Namen des berühmten Komponiſten am Schluſſe dieſer Aufzeichnung furchtlos nennen, es entſtehe daraus, was da wolle. Wer eine ſittliche Pflicht erfüllt, dem darf nicht bange werden — und habe ich nicht die Vergeltung ohnehin durch drei Jahrzehnte immer wieder aufgeſchoben? Denn im Sommer 1865 iſt Majirs Ruhm vor meinen Augen zernichtet, ſeine Künſtlerkraft geknickt worden. Vorher hatte dieſer Ruhm nur kurz geblüht, denn Majir war damals noch jung, etwa ſiebenundzwanzig Jahre, und alles an ihm war neu, der Hut, der Rock, und die Stiefel, ſogar der Name und die Nationalität waren neu.

Sein Vater hatte noch Gottfried Mayer geheißen und ſich ſein Leben lang als Deutſcher bekannt. Allerdings ſprach es dagegen, daß er nicht blos aus Chrudim ſtammte, ſondern auch als Hausknecht nach Czernowitz eingewandert war. Denn dies war der

Beruf, den die Czechen faſt ausſchließlich ergriffen, um die Kultur aus Böhmen nach Wien und Peſt, ſowie nach Galizien und der Bukowina zu tragen, wo es allerdings eigentlich immer ſchon genug eingeborene Hausknechte gegeben hat.

Aber wie dem auch ſei, der Vater hieß wirklich Mayer und trug im Jahre 1848 mit vielem Stolz als Czernowitzer Nationalgardiſt das ſchwarz-rot-goldene Band um die Bruſt. In dieſem glorreichen Jahr war er übrigens nicht mehr Hausknecht, ſondern, dank ſeinem zähen Fleiß, Senſenhändler, und da er die rumäniſchen und ruthenischen Bauern, die zum Wochenmarkt in die Stadt kamen, etwas weniger betrog als ſeine Konkurrenten, auch ſonſt, mit dem landesüblichen Maß gemeſſen, ein ehrlicher Kaufmann war, ſo beſaß er bald die anſehnlichſte Eiſenhandlung der Stadt, da wo die Siebenbürgergaſſe in den Ringplatz mündet, dem Rathaus gegenüber.

Noch ſehe ich den dicken Mann mit dem blühenden Vollmondgeſicht breit und ſtattlich in der Thür ſeines Ladens ſtehen, immer ein großes, kupferrotes Taſchentuch in der Hand, das leider abfärbte, denn auch die Naſe war kupferrot. Des Morgens, wo dieſe Naſe noch grau war, lächelte er nur herablaſſend auf uns Jungen nieder, wenn wir an ihm vorbei nach

dem Gymnaſium zogen; mittags, wo ſie ſanft glühte, gönnte er uns zuweilen auch ein gütiges Wort, z. B.: „Ihr Raubersbub'n, was gafft's ihr mich an?“ des Nachmittags aber, wo die Naſe bereits purpurn in die einbrechende Dämmerung ſchimmerte, glotzte er uns nur noch aus ſtieren Augen ſchweigend an.

Die Meinungen über ihn waren geteilt; die einen waren überzeugt, daß er ſich täglich in Bier betrank, andere rieten auf Met, wieder andere auf Wein und Schnaps, an das abfärbende Taſchentuch glaubten nur die edelſten Gemüter. Alle aber ſtimmten dahin überein, daß er deshalb doch ein tüchtiger Geſchäftsmann ſei und eigentlich nur täglich den aufſteigenden Gram über ſeinen Franz hinabſchwemmen müſſe. Das war ſehr wahrſcheinlich. Denn der Vater war nicht klüger als die anderen Leute von Czernowitz und hielt ſeinen Sprößling auch für einen Lumpen.

Franz war aber ein Genie. All die Merkzeichen, aus denen ein kundiger Blick erkennt, daß wieder ein neuer Stern am Horizont der Menſchheit aufgeht, trafen auf ihn zu, nur daß eben niemand in der kleinen Stadt am Pruth einen ſolchen Blick hatte. Er war von ſchroffer Einſeitigkeit, wie jedes Genie, und lehnte alles ab, was ihn innerlich nichts anging, zunächſt die Kenntnis der Leſe- und Schriftzeichen,

dann, nachdem ihm dieſe eingebläut worden, allen toten Wiſſenskram. Die moderne Gymnaſialreform vorausſehend und erwartend, blieb er drei Jahre in der unterſten Klaſſe ſitzen, bis man ihn hinauswarf. Träumeriſch wie jedes Genie, ſchlief er nur täglich zwölf Stunden und lungerte die übrige Zeit müßig auf den Straßen und im väterlichen Laden umher, ſtatt dort zu arbeiten und die Handelsſchule zu beſuchen. Auch ſein Schönheitsdurſt erwachte früh, keine Magd der Nachbarſchaft war vor ihm ſicher.

Anders jedoch äußerte ſich ſeine künſtleriſche Anlage zunächſt nicht, was ja auch ganz naturgemäß iſt: aus einem Wunderkind wird höchſtens ein Virtuoſe, der ſchaffende Genius reift langſam und organiſch. Später aber, als ſich ſeine Schwingen zu entfalten begannen — er pfiff, daß man es in der halben Stadt hörte, und half den Leierkaſtenmännern beim Einſammeln —, würdigte dies niemand, ja er mußte deshalb ſogar körperliche Züchtigung erdulden. Gottfried beſtand darauf, daß er im Laden kräftig eingreife, und als Franz dies nun that und namentlich in die Ladenkaſſe eingriff, und zwar mit aller Thatkraft, da war es dem Alten wieder nicht recht. Er prügelte ihn durch und verbannte ihn zu ſeiner Schweſter nach Chrudim. Immer das alte Lied! Es hat in Czer-

nowitz Leute genug gegeben, die das billigten, wie es Leute in Wien gegeben hat, die Franz Schubert für einen verbummelten Schulmeiſter hielten.

Die Jahre vergingen, man hörte nichts von dem Knaben; die Taſchentücher aber färbten immer mehr ab und ſchließlich war Gottfried Mayers ganzes Geſicht ſchon in den Morgenſtunden kupferrot. In noch hellerem Glanze jedoch begann das Gemüt des alten Mannes zu leuchten, immer leutſeliger wandte er ſich der Jugend zu, und ſchließlich mußte zuweilen die Polizei eingreifen, weil die Zwiegeſpräche zwiſchen dem ehrwürdigen Greiſe und den munteren Knaben immer geräuſchvoller wurden, daß die halbe Stadt gerührt umherſtand. Ich konnte dies deutlich verfolgen, denn er war unſer Hausherr; meine Mutter wohnte im zweiten Stockwerk zur Miete.

Eines Tages aber — es war im Sommer 1863 —, als ich aus der Schule heimkam, fehlte Herr Mayer in der Ladenthür und ich hörte die große Botſchaft, daß der Franz heute morgen, nach ſiebenjähriger Abweſenheit, wieder eingetroffen. Und zwar, wie unſere Köchin erzählte, in Geſtalt eines überaus ſchönen Jünglings, der mit einer für Czernowitz unerhörten Pracht gekleidet ſei.

Schon am nächſten Tage konnte ich mich ſelbſt überzeugen, daß dieſe Beſchreibung zutraf; Herr

Mayer junior machte bei den Mietern ſeinen Antrittsbeſuch und teilte ihnen mit, daß er die Verwaltung des Hauſes und Ladens übernommen.

Schon die äußere Hülle vermochte den Blick zu feſſeln. Er trug einen Anzug aus weißem, mit dicken blauen Quadraten bedecktem Sommerſtoff, eine rote Cravatte, rote Handſchuhe und einen weißen Strohhut mit blaurotem Bande. Die Geſtalt war wuchtig und glich, da er etwas kurz war, einer auf zwei Pfeilern ruhenden Kugel. Das Haupt aber zeigte ſofort das Genie. Denn ſo langes Haar gedieh bei keinem gewöhnlichen Menſchen: als gelbe Mähne erhob es ſich wohlgeölt über der niedrigen Stirn und fiel dann in mächtigen Locken auf den Nacken nieder. Um den allerdings etwas breiten Mund lag ein weiches, träumeriſches Lächeln, und die kleinen, waſſerblauen Augen blickten ſo verzückt nach oben, daß man von ihnen zunächſt nur das Weiße ſah.

Konnten meine Mutter und ich all dies ſchon bei den erſten geſchäftlichen Worten bewundern, ſo geſtaltete ſich ſein Gebaren vollends, als er Platz nahm und von ſich zu reden begann, wahrhaft beängſtigend künſtleriſch. In ſanftem Liſpeln, das nur zuweilen durch einen Seufzer, dann aber unvermutet durch ein Donnerwort unterbrochen wurde, erzählte er, daß er

ſeinem greiſen Vater durch die Heimkehr ein ſchweres Opfer gebracht. Denn wohl habe er in Prag den Eiſenhandel erlernt, aber ſein Herz hänge an der heiligen Kunſt, er ſei Tondichter, habe ſchon einzelnes komponiert und: „Hier“ — er ſchlug ſich auf die Stirn, daß es dröhnte — „hier wogt eine Oper.“ Aber der alte Herr habe ſich ſo ſehr nach ihm geſehnt, und ſo habe er ſich aus Kindesliebe darein gefunden, ſein Leben in der Fremde zu verbringen.

In der Fremde? fragte meine Mutter. Er ſei doch ein geborener Czernowitzer und ſie erinnerte ſich noch ſeiner, wie er die erſten Höschen getragen.

Er ſchüttelte elegiſch das Haupt. „Die erſten Höschen — ja!“ ſagte er ſchmerzlich lächelnd. „Aber iſt dies meine Heimat? Hat man hier Sinn für die Ideale? Hier ſind Muſikanten, aber keine Künſtler,“ fügte er dröhnend hinzu. „Und dann,“ hauchte er wieder, „freilich hat mich mein teures Mütterchen hier zu Welt gebracht, aber iſt hier Böhmen? Wer verſteht hier meine Sprache?“ Und dann donnernd: „Wir ſind ja Czechen!“

Das habe ſie gar nicht gewußt, erwiderte meine Mutter, auch ſei Mayer ein deutſcher Name.

„Majir!“ brüllte er und fügte dann hauchend hinzu: „Mein guter Vater war ſo ſchwach, hier ſeine Nationalität zu verbergen. Ich kann es nicht, die

Majirs waren immer treue Söhne ihres Volkes.“ Und wieder donnernd: „Treue Söhne!“ Dann fragte er mich, ob ich muſikaliſch ſei.

„Nur ein wenig,“ erwiderte ich.

„Dann wird Ihr Leben öde ſein,“ flüſterte er mitleidig. Damit erhob er ſich und kündigte meiner Mutter an, daß er den Zins um hundert Gulden ſteigern müſſe; er ſagte es mit weicher, zitternder Stimme, aber es gefiel ihr doch nicht. „Glauben Sie mir, es muß ſein,“ hauchte er, die Hand in ſchmerzlicher Bewegung aufs Herz preſſend, und ging.

Verblüfft blickten wir ihm nach. „Man ſieht gleich, daß er ein Künſtler iſt,“ ſagte ich ſchüchtern.

„Ach was!“ rief meine Mutter, „ein eitler Narr iſt er und dabei doch ganz ſchlau!“ Ich würde dies Urteil, welches dem Scharfblick meiner guten Mutter kein günſtiges Zeugnis ausſtellt, nicht verzeichnen, wenn mich nicht die Wahrheitsliebe dazu zwänge, aber ich darf auch entſchuldigend beifügen, daß viele Leute ſo dachten und leider gerade die erfahrenſten. Für Majir ſchwärmten eigentlich nur die Köchinnen und einige Gymnaſiaſten, alle anderen waren gegen ihn.

Schon daß die Majirs immer gute Czechen geweſen, ſtieß auf entſchiedenen Unglauben. Das entlegene Städtchen im Oſten war immer gut deutſch geſinnt;

man nahm es dem Künſtler übel, daß er über die „Tyrannei der Deutſchen“ klagte, und verſpottete ihn, weil ſich ſein heißer nationaler Drang ſogar in der Kleidung offenbarte. Denn jenes Sommerkoſtüm hatte den geheimen Sinn, daß es die ſlaviſchen Farben, blau=weiß=rot, präſentierte. Im Winter aber trug Majir einen verſchnürten Rock, einen wallenden ſlaviſchen Mantel und eine Pelzmütze „à la Huß.“

Auch ſein Genie wurde bezweifelt, am meiſten — wieder das alte Lied! — von den Muſikern.

Er war Mitglied des Geſangvereins geworden und ſpielte im Muſikverein die zweite Violine; die Kapellmeiſter ſagten ihm nach, daß er ein mittelmäßiger Dilettant ſei; das einzige, was er leidlich leiſte, ſei Tanzmuſik auf dem Klavier, aber das gehöre nicht zur Kunſt. Und von ſeinen Kompoſitionen habe er bisher nur geſprochen, aber nichts gezeigt, ſo ſehr man in ihn dringe. Mich, der ich zu ſeinen Bewunderern gehörte, kränkten dieſe Reden, und ich fragte ihn einmal um den Grund ſeiner Zurückhaltung.

„Lieber junger Freund,“ liſpelte er, „ſoll ich auch noch den Neid gegen mich entfachen? Ich warte, bis die Oper in Prag aufgeführt iſt — dann muß es gewagt ſein, dann fürchte ich auch keine Nadelſtiche mehr. Ja, vorläufig heißt's auch von mir: Pegáſus im Joche!“

Bei allem ehrfürchtigen Mitgefühl erlaubte ich mir doch die Bemerkung, es heiße „Pégaſus.“

„Czechiſch heißt es Pegáſus,“ erwiderte er mit überlegenem Lächeln. Dann drückte er mir die Hand und ſagte: „Auch mein Tag wird kommen. Eine kleine Gemeinde habe ich ſchon auch hier!“

In der That verlautete bald, daß Majir Auserwählte durch Proben ſeines Schaffens entzücke: einige Familien, in denen er verkehrte. Sie gehörten insgeſamt dem wohlhabenden, mehr durch Beſitz als durch Bildung ausgezeichneten Bürgerſtande an. Was Majir bei ihnen Eingang verſchafft, war nicht ſein Genius, noch weniger die blau-weiß-rote Kleidung und Geſinnung, wohl aber der Reichtum des Vaters und die Art, wie der junge Künſtler ſein Geſchäft betrieb. Daß er den Eiſenhandel gründlich verſtehe, gaben ſelbſt ſeine ſchlimmſten Gegner zu. Im Gegenteil, die meinten, er verſtehe ihn nur allzugut, die Waren habe er verſchlechtert, den Preis erhöht und dennoch den Umſatz geſteigert. Auch fehlte es an Thörichten nicht, die ſchon deshalb ſein Talent bezweifelten — als ob nicht Goethe ein trefflicher Miniſter geweſen wäre und Meyerbeer ein genauer Kenner des Kurszettels!

Namentlich in jenen Familien, wo es heiratsfähige Töchter gab, wurde Majir gern geſehen, und

hier ließ er ſich zuweilen herbei, etwas aus ſeinen „Träumereien“ zum Beſten zu geben. „Was verſtehen die von Muſik,“ brummte der alte Kapellmeiſter Pauer, „ihnen kann er die Volkshymne als ſeine Kompoſition vorſpielen und ſie erkennen's nicht.“

Dieſe und ähnliche hämiſche Reden konnten nicht hindern, daß man allmählich auch in weiteren Kreiſen von Majirs Kompoſitionen zu reden begann; namentlich ſeit ſeines Vaters Tode, im Frühling 1864, ſteigerte ſich die Anerkennung. Wie das zuſammenhing? Böſe Zungen wieſen darauf hin, daß der alte Herr, der ſich ſtill und emſig in ein delirium tremens und ſchließlich in ein beſſeres Jenſeits getrunken, dem Sohne ein weitaus größeres Vermögen hinterlaſſen, als man ihm zugetraut. Die Wahrheit lag natürlich anderswo: der Schmerz hatte das weiche Künſtlergemüt tief aufgerührt und entlockte ihm nun immer edlere Perlen. Möglich auch, daß noch ein anderes Erlebnis dazu beitrug. Im Herbſt geſtand mir Majir — er würdigte mich ſeines Vertrauens, weil ich im ganzen Hauſe als einer der erſten Lyriker der Siebenbürgergaſſe galt — da alſo geſtand er mir, daß er liebe. „Nicht zum erſtenmal, junger Freund, aber zum letzten! O wie ſchön ſie iſt, eine wahre Hoboe!“

„Hebe?!“

„Czechiſch heißt es Hoboe. O, wenn ſie mein würde!“ Den Namen nannte er nicht, aber im Winter war es bereits ein offenes Geheimnis, daß Majir um Anaſtaſia Bogdanowicz werbe. Auch darüber machten die Leute boshafte Bemerkungen, die ich nur deshalb wiedergebe, um ſie widerlegen zu können.

Vor allem ſtieß man ſich daran, daß ihr Vater, Herr Stefan Bogdanowicz, ein Armenier, der als Ochſenhirt begonnen, um als reicher Rentier zu enden, ſein Vermögen auf nicht ganz reinliche Weiſe erworben. Einen triftigen Beweis dafür konnte man nicht erbringen, denn der Umſtand, daß er zwei Jahre wegen ſchweren Wuchers und Betrugs geſeſſen, kann in einer Zeit, wo die Verurteilung Unſchuldiger ſchließlich die Aufmerkſamkeit aller Geſetzgeber auf ſich gezogen hat, nicht als entſcheidend gelten. Herr Stefan behauptete, er ſei das Opfer beiſpielloſer Undankbarkeit geworden; gerade der Menſch, von dem er keinen Heller Zinſen genommen, habe ihn denunziert. Und das war richtig; er hatte von dem Edelmann, dem er gegen die Verſchreibung ſeiner Güter fünftauſend Gulden geliehen, keine Zinſen, ja nicht einmal das Kapital gefordert, ſondern ſich großmütig mit dem Gut allein begnügt. Übrigens war dies ſchon vor zehn Jahren geſchehen. Viele dachten nicht mehr an

die Undankbarkeit des Edelmanns, andere wieder fanden keinen Grund, Champagner zu verſchmähen, wenn er von einem Opfer kurzſichtiger Juſtiz geſpendet wurde. So fehlte es ſeinem Hauſe nicht an Gäſten und ſeiner Tochter nicht an Bewerbern.

Was aber Fräulein Anaſtaſia betrifft, ſo mochte man allerdings zugeben, daß ſie mehr einer Hoboe, als einer Hebe glich, denn mit dem Blasinſtrument hatte ſie die ſcharfe hohe Stimme gemein, während an die Göttin der Jugend nicht viel erinnerte. Aber auch ſie hatte ihre Vorzüge. Vor allem war ſie kein leichtfertiger Backfiſch mehr, ſondern ein gereiftes Mädchen, ein Vorzug, den ſie ſelbſt freilich beſcheiden verleugnete. Ferner brauchte, wer ſie nahm, nicht viel auf Kleiderſtoffe auszugeben, denn ſie war ein hageres, kleines, pechſchwarzes Perſönchen. Endlich aber vereinte ſie mädchenhafte Schüchternheit mit dem tiefen Bewußtſein ihres inneren Wertes, der ſich auf etwa eine Viertel Million Gulden belief. Eben darum hatte ſie noch keinen Bewerber erhört, auch Majir hatte ſich den ganzen Winter vergeblich bemüht.

Vielleicht geſchah es deshalb, weil ihr zur ſelben Zeit ein anderer ernſter Freier genaht war: Herr Xaver Korn, der neue Beſitzer der Apotheke „Zum heiligen Salvator.“ So ſchön wie Majir war er

nicht, auch gar nicht genial, zudem ein kinderloſer Witwer von etwa vierzig Jahren, aber er war ſehr reſpektiert und ſeine Sippe gehörte zu den erſten der Stadt. Das machte Anaſtaſia ſchwanken; einer Familie anzugehören, die geachtet war, hätte Reiz für ſie gehabt — den Reiz der Neuheit . . .

So ſtanden die Dinge noch im Juli 1865. Da aber ſollten ſich in raſcher Folge die Ereigniſſe abſpielen, deren ich bereits im Eingang dieſer Aufzeichnung erwähnt. Man höre und ſtaune, wie weit der Neid ſelbſt einen berühmten Künſtler führen kann.

Etwa zehn Meilen von Czernowitz liegt im oberen Sereththal der Kurort Lopuſchna. Dorthin pilgern im Sommer viele Czernowitzer, um Molke zu trinken und im Sereth zu baden. Beſondere Heilerfolge hat das kleine Bad nur auf einem Gebiete aufzuweiſen: einige Mädchen haben ſich dort im letzten Stadium der Gereiftheit noch glücklich verlobt. Die Fälle ſind beglaubigt. Vielleicht erklären ſie ſich durch die Langweiligkeit des Badelebens, vielleicht auch macht die einförmige, aber großartige Berglandſchaft von wilder, ja grauenhafter Schönheit den Menſchen gegen kleinere Schreckniſſe ſtumpf. Genug, man verlobt ſich in Lopuſchna, und wenn das nicht glückt, verliebt man ſich wenigſtens. Ich meinerſeits ging freilich in

den Ferien von 1865 aus einem anderen Grunde hin: weil ich ſchon verliebt war.

Ich darf heute geſtehen, daß ſie Charlotte hieß, prächtige braune Augen und Haare und auf der Oberlippe ein allerliebſtes kleines Mal hatte. Alles braun, wie eine kleine, nette, appetitliche Haſelnuß. Sie war ſechzehn und ich ein Jahr älter; an den Gedichten, die ich auf ſie gemacht, könnte ſich ein Verleger arm drucken, aber ihr zu ſagen, daß ich ſie liebte, habe ich nicht gewagt. Gewußt wird ſie es freilich haben, das weiß jede, auch wenn ſie erſt ſechzehn iſt. Sie hat ſpäter einen Weinhändler geheiratet, iſt ſehr dick geworden und geht jetzt jährlich nach Marienbad. Ich bin ihr dort vor einigen Jahren begegnet ... ach, hätte ich ſie nie wieder geſehen!

Im ſtattlichſten Häuschen des Orts, auf dem Wege zu den „drei Linden," wohnte Anaſtaſia mit ihrem Vater. All die Sommer vorher, wo ſie bereits ein junges Mädchen war — denn reichlich fünfunddreißig Jahr mochte es ſchon her ſein, ſeit an ihrer Wiege die Grazien ausgeblieben —, hatte ſie mit dem greiſen, ehrwürdigen Herrn längere Reiſen gemacht, ans Meer, ins Hochgebirge, in die großen böhmiſchen Kurorte, natürlich jene beiden Jahre abgerechnet, die er in jener kühlen, aber dennoch unbehaglichen Sommer-

frische auf Staatskosten verbracht. Daß sie diesmal das kleine Lopuschna gewählt, deutete Majir als einen Triumph seiner Werbung, denn daß er ihr nicht nach Ostende oder ins Berner Oberland würde folgen können, hatte er ihr gesagt, einerseits der Eisenhandlung und andererseits der Oper wegen, die damals eben nach seiner Versicherung geradezu ungestüm aus dem Hirn auf das Notenpapier zu wogen begann.

Aber dieser Traum zerrann ihm, als er zwei Tage, nachdem Vater und Tochter abgereist, im Posthof zu Czernowitz den Eilwagen nach Lopuschna bestieg. Denn wer saß da schon im Wagen und fuhr bei seinem Anblick erschreckt zusammen?! Der „Pillendreher," die „Philisterseele," Herr Xaver Korn.

Anastasia begrüßte beide gleich herzlich und freute sich, daß sie Wort gehalten. Dann kreischte sie mit ihrer Hoboe-Stimme in jenem anmutigen Deutsch, das sich ergiebt, wenn eine Armenierin in der Bukowina gemütliches Oesterreichisch nachahmt: „Dos is jo a Sauneſt! Nix als Berg und sogar kane Toiletten nicht! Die Speisen nicht zum Fressen. I hob mich schon sehr g'langweilt!"

Nun, das änderte sich von derselben Stunde ab, denn wenn Anastasia mit der Kurzweil, die sich ihr nun bot, nicht zufrieden war, so mußte sie recht ungenügsam sein.

Schon des Morgens, wenn ſie auf der Promenade erſchien, konnte ſie darauf geſpannt ſein, welcher der beiden Verehrer zuerſt auf ſie zuſtürzen und ihr den größeren Strauß überreichen würde. Denn die Größe dieſer Blumenſpenden wuchs durch die Konkurrenz immer mehr, und ſchließlich waren es wahre Wagenräder aus Roſen und Vergißmeinnicht, unter deren Laſt die entflammten Freier dahergekeucht kamen.

Dann begann der Kampf um den Platz an ihrer Seite, denn da ſie ſtets am Arm des Vaters erſchien, ſo konnte nur einer das Glück genießen, das Moſchusparfüm, das ſie umwitterte, aus nächſter Nähe einzuatmen, der andere mußte nur eben neben dem ehrwürdigen Stefan einherwandeln. War das entſchieden, ſo begann der Kampf, wer heute die glänzendere Konverſation zu machen wußte. Majir ſprach von den göttlichen, ſlaviſchen Meiſtern, daneben auch von Wagner und Beethoven, „nur Deutſche, aber talentvolle Menſchen,“ vom hunderttürmigen Prag und von der Schönheit der Karpathenlandſchaft, wie ſie ſich in ſeiner Künſtlerſeele abſpiegelte. Herr Korn, der nicht viel über Lemberg, wo er den Pharmaceutenkurs abſolviert, herausgekommen und eine Offenbachſche Melodie nicht von einer Bachſchen Fuge unterſcheiden konnte, ſuchte ſeinen Rivalen durch Czer-

nowitzer Klatschgeschichten und zarte Anspielungen auf die Einträglichkeit der Salvatorapotheke zu schlagen. Das war aber auch alles, was dieser Herr leisten konnte; höchstens wußte er noch zu erzählen, was der Czernowitzer Gemeinderat, dem er angehörte, jüngst beschlossen. Kein Wunder, daß in der Konversation der so zart und tief empfindende Künstler den Philister besiegte. Hingegen verstand sich dieser, da er schon wiederholt in Lopuschna gewesen, auf das Arrangieren von Landpartien besser, und zuweilen gelang es ihm auch, für diese Ausflüge einige Honoratioren unter den Badegästen zu gewinnen. Das brachte das Zünglein der Wage wieder ins Gleichgewicht, weil es Menschen waren, die bisher nie von der verwerflichen Undankbarkeit jenes Edelmanns zu überzeugen gewesen und jede Berührung mit dem reichen Armenier ängstlich gemieden. Die meisten jedoch bewunderten auch jetzt noch das vierblättrige Kleeblatt nur aus der Ferne. Es war aber auch kein alltäglicher Anblick, denn während man sonst wie überall, so auch in Lopuschna daran erinnert wurde, daß leider die Zeit der herrlichen Antike vorüber ist, lag auf dieser Gruppe ein Abglanz von Hellas' schönheitstrunkenen Tagen.

Schon jeder einzelne stach in die Augen.

Wie Majir war, ist ja bereits gesagt; hinzuzufügen

wäre nur, daß er in dieſen Sommertagen eine wahrhaft Tizianſche Farbenpracht entwickelte. Blaue Hoſen mit roten Streifen, weiße Röcke mit blauen Streifen, rotblaue Krawatten, weiße Hüte mit blauroten, blaue Hüte mit weißroten Bändern, dazu das Lockenhaar, das nun faſt ſchon den halben Rücken bedeckte — ſtumm vor Neid ſtarrten ihm die Menſchen nach, die Stiere aber gingen brüllend auf ihn los. Übrigens erwies ſich auch bei dieſer Gelegenheit, daß ſelbſt der Hang zu hämiſcher Verketzerung ein gewiſſes natürliches Gerechtigkeitsgefühl in der Menſchenbruſt nicht ganz ertöten kann; ſo viel man an dieſer Tracht nergelte, ſo wagte doch niemand zu leugnen, daß ſich, ſolange die Erde ſtehe, noch kein Menſch ſo getragen. Hingegen behauptete man ziemlich einſtimmig, daß das Haar nicht natürlich gekräuſelt ſei: ſelbſtverſtändlich ein böswilliges Sophisma, denn weder an dem Friſeur von Lopuſchna, noch an ſeinem Brenneiſen war etwas Unnatürliches zu finden.

Was Herrn Bogdanowicz betrifft, ſo hatte ihn ſchon die Natur zu dem geſchaffen, was er geworden, ich meine nicht Zuchthäusler, ſondern Ochſenhirt. Der würdige Ehrengreis war ſechs Fuß lang und zwei Fuß breit; ſeine Schuhe hätten daneben auch als Kähne verwendet werden können. Handſchuhe trug er

überhaupt nicht, vielleicht weil jede Fabrik eine Beſtellung für ſein Maß als ſchlechten Witz betrachtet hätte. Auch er pflegte ſein Haar immer lang zu tragen — natürlich jene beiden Jahre abgerechnet, wo man es ihm abgeſchoren hatte. In ſtraffen, einſt ſchwarzen, nun grauen Strähnen umſtarrte es ſein breites Geſicht mit den hervorſpringenden Backenknochen, der niedrigen Stirn, den buſchigen Brauen, dem wulſtigen und ſehr weitgeſchlitzten Munde. Aber daß er ſich die Ohren fett machte, wenn er Butterbrot aß, war eine Übertreibung. Auf den erſten Blick erinnerte das Geſicht an jene Schützlinge, denen die Kraft ſeiner Jugend gegolten, namentlich an die wilden, beſſarabiſchen Ochſen, aber wen ſein ſchlauer, unſteter Blick traf, erkannte wohl, daß dieſer Mann nicht durch Zufall reich geworden, und hielt in aufrichtiger Bewunderung ſeine Augen offen und die Taſchen zu. Übrigens war der Biedere von ſchlichter Lebensführung und jedem Luxus feind; ohne Grund gab er niemand einen Biſſen Brot, geſchweige denn Trüffelpaſtete und Champagner, es ſei denn, daß die Tochter es befahl. Aber über ſeine Kleidung hatte auch ſie keine Macht. Wer ſeine reinen Hemden trug, war ein ungelöſtes Rätſel, hingegen behaupteten Kundige, daß ſein dunkler Sommeranzug einſt neu und von

hellgrauer Farbe geweſen. Es waren ſonſt verläßliche Gewährsmänner, aber wer den Anzug ſah, konnte ſchwer daran glauben.

Im Gegenſatz zu ihm trug ſich die ſchöne Anaſtaſia ſtets nach der neueſten Mode, ohne ſich doch ſklaviſch daran zu binden, mit ſicherem Schönheitsgefühl wußte ſie das neueſte Modekupfer ſo zu modeln, wie es ihr am beſten ſtand. Die Czernowitzer Damen meinten freilich: wenn man ſich die jeweilige Mode verleiden laſſen wolle, brauche man ſich blos die Armenierin anzuſehen, denn ſie mache alles zur Karrikatur — aber das war nur eben der ohnmächtige giftige Neid auf Anaſtaſias Geſchmack und Wagemut. Denn allerdings gehörte einige Entſchloſſenheit dazu, um eine Krinoline zu tragen, die im Durchmeſſer dem Heidelberger Faß nur wenig nachſtand, aber eben dies gab einen frappierenden Gegenſatz zu den knappen Taillen, die damals Mode waren. Hübſch war es namentlich, wenn ſie zu einem feuerroten Unterkleid ein hellgrünes Oberkleid anlegte. Sie glich dann, da ſie ſtets am Arme des Vaters dahinging, einer Tulpe mit abwärts gekehrtem Kelch und dünnem Stengel, die der rieſige Mann neben ſich herſchleifte. Denn ſie reichte ihm wenig über die Hüfte, ſo daß ſie den Arm hoch recken mußte, um den ſeinen zu erreichen.

Anaſtaſia gehörte nicht zu den majeſtätiſchen, ſondern zu den zierlichen, graziöſen Erſcheinungen.

Wer ſie von ferne ſah, mochte ſie für ein Kind halten, in der Nähe erkannte man ſchon aus den etwas ſcharfen Fältchen um Mund und Augen das völlig erwachſene Mädchen, das an Reife nichts zu wünſchen übrig ließ. Beinahe ebenſo ſchneidend wie die Hoboe-Stimme war der Blick der kleinen grau-gelben Augen; die Naſe erinnerte durch ihre Länge an jene der Kleopatra, wogegen ſelbſt dieſe berückende Ägypterin jenes pikanten Reizes entbehrt hatte, den Anaſtaſias Oberlippe aufwies: eines kleinen, zierlichen, aber doch wohlgediehenen Schnurrbärtchens.

Der Teint war inſofern merkwürdig, als er zu den verſchiedenen Tageszeiten wechſelte. Wenn Anaſtaſia am frühen Morgen — ſie wohnte in Lopuſchna mir gegenüber — das Fenſter öffnete, um nach dem Wetter auszuſpähen, ſo war ihre Haut gelblich mit einem Stich ins Graue, auf der Promenade hingegen war ſie milchweiß und die Wangen blühten in geſunder Röte. Als ſie jedoch einmal durch einen Gewitterregen durchnäßt vom Spaziergang heimkehrte, da wieſen dieſe Wangen ein Farbenſpiel auf, das jeden Phyſiologen als einzige, kaum wieder zu beobachtende Erſcheinung gefeſſelt hätte. Ebenſo wäre einem Manne

der Wiſſenſchaft das Rabenhaar dieſer Schönen gewiß von größtem Intereſſe geweſen; es hatte die ſeltſame Eigenſchaft, ſich des Nachts zuſammenzuziehen und bei Tage aufzuſchwellen. Des Morgens ſah ich es als dünnes Rattenſchwänzchen am Hinterhaupt wippen, bei Tage blühte es zu einem Lockenwald auf oder ſein Reichtum war durch ein großes Goldnetz nur mühſam gebändigt. Kurz, eine Fülle von ſeltenen, zum Teil einzigen Reizen haftete an dieſem Mädchen, aber freilich kein Quentchen Fleiſch. Tadle das, wer mag. Mir weckte ihr Anblick die traute Erinnerung an die heimatliche Heide, auf der nicht die geringſte Erhöhung zu gewahren iſt. Ich gebe zu, nicht jeder iſt auf der Heide geboren; es iſt möglich, daß auch die Viertelmillion dazu beitrug, dem Mädchen Freier zuzuführen. Aber nur des Geldes wegen geſchah es gewiß nicht.

Was endlich Herrn Xaver Korn betrifft, ſo bot zwar ſeine Kleidung nichts Beſonderes — er war eben auch in dieſer Beziehung ein Philiſter, — aber anmutig anzuſchauen war er deshalb doch. Die Natur ſelbſt hatte ihn gewiſſermaßen zum Gatten Anaſtaſias, zum Schwiegerſohn des Armeniers beſtimmt, denn mit dieſem hatte er die Länge, mit dem Mädchen die Dünne gemein, ſodaß man ihn wohl mit einem Bleiſtift hätte vergleichen können, wenn es Bleiſtifte

gäbe, die in drei Linien gebrochen ſind. Die Beine ſtiegen ziemlich gerade aufwärts, der Oberkörper beugte ſich ſanft vor, wogegen er das Haupt in den Nacken zurückzuwerfen pflegte, vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht weil er Gemeinderat von Czernowitz war. Das ſchmale, längliche Geſicht war von intereſſanter Bläſſe und wies immer den Ausdruck leiſen Staunens über die ungeheure Vortrefflichkeit ſeines Beſitzers auf, und der offene Mund ſchien ſtets zu fragen: „Giebt es noch ſo etwas wie die Apotheke zum heiligen Salvator?“ Im raſtloſen Nachdenken über dieſe Frage war ihm alles Haar ausgegangen, nur im Nacken ſtand noch ein bischen fahles Geſtrüpp. Ich hielt ihn damals für einen harmloſen Spießbürger. Ach, wie ſollte ich mich in dem Manne täuſchen!

Man ſieht, die vier waren wirklich, ſchon jeder für ſich, geeignet, eine Badegeſellſchaft, die ſonſt nicht viel zu thun hat, mit immer neuem Wohlgefallen zu erfüllen, aber nun traten ſie ja zudem immer vereint auf. Daraus ergaben ſich für ihre Bewunderer täglich neue Freuden. Es war hübſch zu ſehen, wenn der mächtige Armenier die Tulpe neben ſich herſchleifte, während die Tonkunſt in Kugelgeſtalt neben dem dreimal gebrochenen Bleiſtift hinterdrein wandelte. Auch der lange Dünne und der lange Dicke machten ſich gut, während Majir

und Anaſtaſia, beide klein, beide farbenprächtig und doch ſo verſchieden, vor ihnen einherſchritten. Aber den anmutvollſten Anblick gewährten ſie doch in jener Gruppierung, in der man ſie nach einer Woche faſt immer ſah: am rechten Flügel Herr Korn, neben ihm Anaſtaſia am Arm des Vaters, und Majir am linken Flügel, ſodaß die Linie zweimal hoch anſtieg, um ſich dann tief zu ſenken. Sehr tief, denn während Majir neben dem Vater einherging, lag ſein Haupt ſo betrübt auf der Bruſt, daß er ſich noch mehr als ſonſt der Kugelgeſtalt näherte.

In der That, alle äußeren Zeichen ſprachen dafür, daß die ſchnöde nüchterne Pharmacie, die zudem verwitwet war und eine Glatze hatte, über die blühende Tonkunſt mit dem Rieſenhaar den Sieg davongetragen. Auch bei dem erſten Tanzkränzchen, dem die vier beiwohnten — dieſe berauſchenden Feſte fanden jeden Sonnabend im kleinen, ſchlecht gedielten, erſtickend heißen Saale des Gaſthauſes zu Lopuſchna ſtatt, — fiel es allgemein auf, daß Anaſtaſia wohl ein dutzendmal mit dem Apotheker dahinſchwebte — zum Glück hatte er ſo lange Arme, um ſie unterhalb der Schultern faſſen zu können, — während Majir nur einen Walzer und dann mit ſchwerer Mühe nur eine Françaiſe eroberte. Ach, und bei der Damenwahl wählte ſie nur Herrn Korn, und immer wieder Herrn Korn, und beim Co-

tillon gab ſie Herrn Korn ihre drei Orden und Herrn Majir nicht einmal einen halben.

Wie aber nahm die Badegeſellſchaft dies auf? Aeußerte jemand ſein Mitgefühl mit dem edlen, in ſeinen heiligſten Empfindungen gekränkten Künſtler?!

Ich wurde ganz melancholiſch, als ich ſo nach rechts und links horchte — wie böſe waren dieſe Menſchen! „Ha, ha,“ kicherten die einen, „ſogar dieſe gemalte alte Schachtel mit dem Zuchthausvater läßt den czechiſchen Hansnarren abfallen.“ — „Ja, das iſt luſtig,“ erwiderten die anderen, „aber traurig iſt, daß die Habgier einen bisher geachteten Menſchen, den Apotheker, ſo weit führt, daß er ſich um ſie bewirbt!“ Nirgendwo eine Spur von Wohlwollen, von Anerkennung für das Genie, mit dem die platten Alltagsmenſchen dieſelbe Luft teilen durften!

Als der letzte Geigenſtrich verklungen war und ich neben der kleinen, braunen Charlotte und ihrer dicken Mutter dem Ausgang zuſchritt, um die Damen nach Hauſe zu geleiten, trat Majir auf mich zu. Seine Lippen bebten. „Ich muß Sie ſprechen!“ flüſterte er mir erregt zu. Ich nickte und kehrte, nachdem ich meine Ritterpflicht erfüllt hatte, zum Wirtshaus zurück. Er erwartete mich vor der Thür. „Wollen wir noch ein bischen ſpazieren gehen?“ fragte er. „Ich bin ſo nervios!“

„Nervös,“ ſagte ich.

„Czechiſch heißt es nervios," erwiderte er heftig. Dann aber ſchob er ſeinen Arm unter den meinen.

„Na ja!" ſagte er. „Sie haben vielleicht recht. Woher ſoll ich auch gut deutſch reden? Bin ich ein Deutſcher? Im Czechiſchen mach' ich keine Fehler! Aber das iſt ja alles gleichgültig. Die Hauptſache iſt: was bin ich? Ich bin ein junger Mann — die Damen in Prag haben für mich geſchwärmt — ich komponiere eine Oper — ich ſpiele Klavier — ich habe ein gutes Geſchäft . . . Iſt das wahr oder nicht?!"

„Sehr wahr!" erwiderte ich.

„Gut! Und dennoch — haben Sie geſehen? Ich frage Sie — Sie ſind ja gewiſſermaßen mein Bruder — Sie machen Gedichte — welcher der ſieben Muſen man huldigt, iſt ja gleichgültig —"

„Ganz gleichgültig," erwiderte ich, „aber es giebt neun Muſen . . ."

„Auch das iſt gleichgültig! Wie oft ſoll ich ſagen: im Deutſchen mache ich Fehler — aber haben Sie geſehen?!"

„Ich habe geſehen!"

„Ihm die drei Orden, mir keinen! Ihm alle Quadrillen, den Cotillon, ſogar die Rundtänze — ich muß es mir zweimal ausbetteln! Und was iſt er? Ich frage Sie, was iſt er?"

„Ein Apotheker," erwiderte ich und ſuchte in das Wort eine Welt von Mißachtung zu legen.

Es entging ihm nicht. „Sie verſtehen mich," rief er und faßte meinen Arm feſter. „Aber wenn er noch wenigſtens jung und ſchön wäre! Er hat ja kein Haar auf dem Kopf und iſt dünn wie ein Zwirnsfaden — das iſt ja kein Mann, ſondern ein Schemel!"

„So heißt es czechiſch," ſagte ich, „deutſch heißt es ‚Schemen.' Aber wie erklären Sie ſich dennoch ſeinen Triumph?"

„Weil er mich verleumdet hat!" rief er. „Es kann gar nicht anders ſein!"

„Aber was kann er gegen Sie geſagt haben?"

„O, vieles! Vor allem ſagt er, ich mache nur Schwindel, ich komponiere nicht . . . Ha! ha! ha! ich kann keine Note erfinden . . . So lachen Sie doch!"

Ich lachte.

„Und dann ſagt er: mein Vater hat faſt nichts hinterlaſſen! Und mein Geſchäft geht ſchlecht! Dieſer Intrigant, dieſer Melo — Maſto — Mepho —"

„Mephiſtopheles . . . Aber woher wiſſen Sie das?"

„Weil mir der Alte vorgeſtern plötzlich ſagt: ‚Herr Majir,' ſagt er, ‚Ihr Vater muß doch ein ſehr tüchtiger Menſch geweſen ſein, weil er durch das kleine Geſchäft ein ſo großes Vermögen erworben hat.' — ‚Ja,' ſag' ich, ‚ſehr tüchtig.' — ‚Aber merkwürdig iſt es doch!' ſagt er . . . Und dann fragt er: ‚Was trägt jährlich Ihr Geſchäft Reingewinn?' — ‚Sechstauſend!' —

‚Merkwürdig!‘ Verſtehen Sie, alles merkwürdig! — er glaubt es nicht.. Und dazu die Launen dieſes Fräuleins! Am Mittwoch ſagt ſie mir: ‚Herr Majir, auf dem Kränzchen am Samstag möchte ich nach einer Melodie von Ihnen tanzen. Sie haben ja auch Polkas und Walzer komponiert, geben Sie etwas der hieſigen Muſik, die ſtudiert es ja in ein paar Stunden ein!‘ — ‚Fräulein,‘ ſag’ ich, ‚für Sie alles, aber das geht nicht! Ich hab’ ja hier nichts mit!‘ — ‚So laſſen Sie es aus Czernowitz kommen!‘ — ‚Fräulein,‘ ſag’ ich, ‚meine Kompoſitionen ſind ja mein Heiligſtes! Ich habe ſie in meine eiſerne Kaſſe eingeſperrt.‘ — ‚Nun,‘ ſagte ſie, ‚ſo komponieren Sie hier was! Sie ſagen ja immer, die Melodien fliegen Ihnen nur ſo im Kopf herum, alle Tage drei; ſo ſchreiben Sie doch eine auf!‘ — ‚Fräulein,‘ ſag ich, ‚das ſind ja Opernmelodien! Arien — verſtehen Sie? — und Leitmotive und ſo Sachen. Die Zeit,‘ ſag’ ich, ‚wo ich Tänze komponiert habe, iſt längſt vorbei!‘ — ‚Und auch wenn ich Sie bitte,‘ ſagt ſie pikiert, ‚können Sie es nicht mehr thun?‘ — ‚Fräulein,‘ ſag’ ich, ‚meine muſikaliſche Entwickelung — als Künſtler nämlich — Schritt für Schritt — immer vorwärts, nie zurück. Alſo z. B. Richard Wagner!‘ — ‚Es iſt gut!‘ ſagt ſie, ‚Sie wollen es nicht!‘ — ‚Aber wenn ich es auch ſchreibe,‘ ſag’ ich, ‚wer ſoll es hier ſpielen?‘ — ‚Die

Badekapelle!' — ‚O, Fräulein Staſia,' ſag' ich, ‚wie können Sie das einem Künſtler zumuten! Dieſe elenden Muſikanten' — und hab' ich da nicht recht gehabt?"

„Nun," ſagte ich, „Tänze ſpielen ſie doch eigentlich ganz erträglich."

„Für Ihre Ohren!" rief er heftig, „für meine nicht. Ich kann das nicht thun, und wenn ſie eine Aphrodicke wäre! Nein, nein! Und ſie iſt keine Aphrodicke!"

„Das iſt ſie nicht," gab ich zu. „Übrigens heißt es deutſch Aphrodite. Alſo deshalb iſt ſie böſe?"

„Ja! ſeit der Stunde behandelt ſie mich ſchlecht! ‚Reden wir nicht mehr darüber,' ſagt ſie und lächelt ſo gewiß — wiſſen Sie — und ſchaut den Apotheker an und der lächelt auch! Niederträchtig — was?"

„Sehr niederträchtig," ſagte ich. „Aber was wollen Sie thun? Sie können doch den Verdacht nicht auf ſich ſitzen laſſen."

„Aber kann ich es thun? Auch Richard Wagner thäte das nicht, ich ſage Ihnen, er thäte das nicht! Und dann, von dieſer Kapelle was ſpielen laſſen! — Das kann ein Künſtler wie Majir nicht thun! Und vor dieſem Publikum! Lauter boshaftes Geſindel!"

„Aber auch unmuſikaliſche Menſchen. Was liegt Ihnen daran, wie die Sie beurteilen?"

„Natürlich nichts!“ erwiderte er, wurde dann aber nachdenklich, blieb ſtehen, blickte zum Himmel empor und zur Erde nieder. Schon glaubte ich, daß der Geiſt über ihn gekommen, aber als er endlich ſprach, fragte er nur: „Glauben Sie wirklich, daß niemand hier iſt, der ſich ſo halb und halb auf Muſik verſteht?“

„Ich wüßte wenigſtens niemand.“

Er atmete auf. „Das wäre ja gut,“ murmelte er und verſank wieder in Nachdenken.

Bewundernd blickte ich zu ihm empor, oder eigentlich, da ich etwas größer war, auf ihn hinunter. Welches Feingefühl einer Künſtlerſeele, dachte ich. Vor Kennern will er ſich durch dieſe Kapelle ſelbſt in einer Tanzkompoſition nicht produzieren.

„Es geht doch nicht,“ ſagte er dann. „Dieſe Muſikanten —“

„Gar ſo ſchlecht ſind ſie doch nicht,“ meinte ich, „und der Kapellmeiſter, der kleine Kupczanko, iſt ſogar ein ganz begabter Menſch. Er hat mir ſelbſt erzählt, daß er das Lemberger Konſervatorium beſucht hat und nur ſeiner Armut wegen im Sommer in Bäder ſpielen geht. Auf den wäre Verlaß.“

„Nein, nein!“ ſprudelte er hervor. „Gerade ſeinetwegen kann ich es nicht thun.“

„Halten Sie ihn für ſolchen Stümper?“

„Nein! . . . das heißt: ja . . . natürlich! den größten Stümper . . .“

„So? . . . Aber wenn nun Fräulein Anaſtaſia darauf beharrt?“

„Natürlich thut ſie das,“ ſeufzte er. „Mein Gott, was ſoll ich thun? Čert a peklo — wenn ich denke, daß dieſer Pillendreher . . .“

Er verſtummte. „Gute Nacht,“ murmelte er dann mit erſtickter Stimme und eilte davon.

Ehrfurchtsvoll blickte ich ihm nach. Da ſpricht man, dachte ich, ſo viel von der Selbſtſucht, der Habgier der Menſchen, und dieſer Künſtler ſetzt lieber den Beſitz des geliebten Mädchens aufs Spiel, als daß er ſeine künſtleriſche Entwickelung unterbräche oder auch nur eine Polka von einer Kapelle ſpielen ließe, die ihm nicht genügt. Wahrlich, in dieſem Buſen lodert die heilige Flamme. Und wie ſehr lodert ſie! —

Als ich am nächſten Morgen auf der Promenade erſchien, erſchrak ich ſehr: Majir fehlte; die ſchöne Anaſtaſia wandelte nur zwiſchen dem Vater und dem Apotheker auf und nieder. Zu vermiſſen ſchien ſie ihn nicht, ſie lachte ſo laut und unbefangen, daß man das Gold an ihrem Gebiß weithin ſchimmern ſah.

Aber ich hatte ihr doch unrecht gethan. Als ich ihr ein zweites Mal begegnete, hielt ſie mich an, wie

ſie denn überhaupt zuweilen ein freundliches Wort an mich wendete; Majir hatte mir das Glück verſchafft, ihr vorgeſtellt zu werden. Sie fragte huldvoll, ob ich mich geſtern recht müde getanzt, und trat dann dicht an meine Seite, ſo daß ich nun wohl oder übel neben ihr hergehen mußte. Denn einerſeits war es ja ein Vergnügen, aber andererſeits eine drückende, weil unverdiente Ehre.

„Wo is denn Ihr Freund Majir?“ fragte ſie, nachdem wir außer Hörweite der beiden Herren waren.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte ich bekümmert. „Er war heut nacht ſo erregt.“

„Na, aufg'hängt hot er ſich doch nicht,“ ſagte ſie lachend. Aber die Stimme vibrierte doch etwas nervios, wie es im Czechiſchen heißt.

„Um Himmelswillen!“ rief ich. „So ein Genie.“

„Woher wiſſen's denn, daß er a Schenius is?“

„Sie zweifeln doch nicht? Man ſieht es ihm ja an . . . Und er ſagt es doch ſelbſt.“

„No ja, ober mon hört nix davon.“

„Ich glaubte, er hätte in Ihrem Salon . . .“

„No ja! Ober mir verſtehn ja nix davon. Hören's, Sie ſind ja ſein Freund?“

„Sein Bewunderer,“ erwiderte ich beſcheiden, „ſeinen Freund kann ich mich eigentlich nicht nennen.“

„Olles ans! Olſa hören's. Der Majir g'fallt mir. A feſcher Kerl! Ober da ſind zwei Sochen. Erſtens: kein Menſch glaubt an ſein Schenius! Is a nit notwendig, daß a Eiſenhändler a Schenius is. Ober dann ſoll er nit darmit ſchwindeln. Olſa: entweder ſteckt er den Schenius auf, oder er loßt hier etwas von ſeine Sochen ſpielen! Verſtanden?“

„Ja,“ erwiderte ich, „es iſt ja auch deutlich genug.“ O, dachte ich, und einem Mädchen von ſo harter Geſinnung hat ſich dies weiche Künſtlerherz zu eigen gegeben! Aber es ſollte noch deutlicher kommen.

„Zweitens: wos hot der alte Säufer hinterlaſſen? Wie viel tragt's G'ſchäft? Das ſoll er mein Vottern ausweiſen. Sie ſind ſein Freund, ſogen Sie's ihm.“ Sie nickte huldvoll und entſchwand.

„Ich werde es ihm ſagen,“ murmelte ich drohend hinter ihr her. „Aber ich hoffe, du ſollſt keine Freude davon haben.“ Damit ging ich dem Häuschen zu, wo er wohnte, das heißt, fügte ich in Gedanken hinzu, wenn du ihn nicht etwa ſchon zur Verzweiflung gebracht haſt. Dann wehe dir! Aber er lebte. Eben trat er aus ſeiner Thür. „Ich habe mich matt gefühlt,“ erwiderte er auf meine beſorgte Frage, „und wollte eigentlich gar nicht ausgehen. Gott Morphium hat ſich heute Nacht vergeblich von mir bitten laſſen.“

Durfte ich ihm in dieſem Zuſtand alles ſagen? Und doch, vielleicht war es ſo das Beſte. Aber die Wirkung war doch eine etwas andere, als ich erwartet, ich hatte eben die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft unterſchätzt. „Das hab' ich ja ohnehin vermutet," ſagte er. „Mit dem Geld hat ſie auch recht. Sehen Sie, da habe ich eben an meinen Buchhalter und an meinen Advokaten geſchrieben. Die letzte Bilanz und die Erbſchaftsakten werden in einigen Tagen da ſein. Aber mein Künſtlertum gebe ich hier nicht preis. Sie ſoll ſich gedulden, bis wir zur erſten Aufführung meiner Oper nach Prag reiſen."

„Bravo!" rief ich. „Aber eigentlich iſt ſie Ihrer überhaupt nicht würdig."

„Ich liebe ſie aber," ſagte er. „Und dann, wiſſen Sie, dahinter ſteckt ja der Vater. Ein Plato iſt wie der andere, wer ſich mit den Platokraten einläßt, muß auf ſolche Sachen gefaßt ſein. Sie haben Geld und verlangen Geld."

„Aber jenes unwürdige Mißtrauen in Ihr Genie?"

„Das hat mir ja der Trüffel, der Korn eingebrockt. O der Duckmäuſer!"

„Tartüffe?"

„Fangen Sie ſchon wieder an? Probieren Sie einmal czechiſch zu reden, ob das ohne Fehler geht.

Aber Sie ſind ja mein Freund. Alſo, ſagen Sie ihr meine Antwort.“

Ich that's. Aber ſie ſchüttelte den Kopf. „Dann is nix mit uns zwei,“ ſagte ſie. „Geld hat der Korn noch mehr. Der Majir iſt mir lieber, weil er jung und feſch is, ober ſo lang ihn jeder für a Schwindler hält, nehm ich lieber den Korn — Ehrenmann, Gemeinderat — verſtanden?“

Wie ein Leutnant, dachte ich. Und den Schnurrbart dazu hatte ſie ja eigentlich auch. Aber das war nun Majirs Sache.

Er ſchäumte auf, als er die Botſchaft vernahm; in ſtolzen, edlen Worten wies er die ſchnöde Zumutung für immer ab. „Sagen Sie ihr das!“ rief er.

Ich machte mich auf den Weg.

„Halt!“ rief er mir nach. „Laſſen Sie mich noch nachdenken! Vielleicht . . . bis nachmittag.“

Zur Mittagsſtunde fehlte er im Wirtshauſe. Korn ſaß triumphierend da und führte das große Wort. So alſo, dachte ich bitter, wird edles Streben gelohnt. Der Philiſter triumphiert, während ſich der Künſtler daheim im Kampf zwiſchen Leidenſchaft und künſtleriſchem Gewiſſen verzehrt und der irdiſchen Nahrung vergißt.

Dies war aber zum Glück ein Irrtum. Majir hatte inzwiſchen nicht blos ſich verzehrt, ſondern auch ſein Diner, nur daß er es ſich auf ſein Zimmer hatte holen laſſen. So erzählte er mir, als ich ihm nach dem Speiſen begegnete. Zu einem Entſchluß war er noch nicht gekommen. „Ich weiß nicht,“ murmelte er immer wieder. „Kennen Sie den Kupczanko? Was iſt das für ein Menſch?“

„Gar nicht übel,“ ſagte ich. „Ich glaube ſogar talentvoll. Aber das müſſen Sie beſſer wiſſen.„

„Glauben Sie, daß er Geld braucht?“

„Ja!“ rief ich aus innerſter Ueberzeugung. „Aber warum fragen Sie?“

„Nichts . . . aber da kommt er ja.“

In der That, da kam der Kapellmeiſter daher, ein junger, hübſcher Menſch, kaum über die Zwanzig. Er war ärmlich gekleidet, trug aber den Kopf hoch. Als er Majir erblickte, überflog ein ſpöttiſches Lächeln ſeine Züge; denn auch er gehörte damals zu jenen, die an ihm zweifelten, ja er behauptete ſogar, nach einem Geſpräch, das er mit Majir gehabt, daß dieſer nicht Dur von Moll zu unterſcheiden wiſſe.

Majir trat mit herablaſſendem Lächeln auf ihn zu. „Immer fleißig, Herr Kupczanko?“ fragte er.

„Leider nicht ſo fleißig wie Sie," war die Antwort. „Man ſagt ja, Ihre Oper kommt ſchon im Winter? Wenn Sie uns doch was daraus geben wollten."

„Unmöglich!" rief Majir. „Auch ſtudieren Sie ja nichts Neues ein."

„O — von Ihnen!" erwiderte der Kapellmeiſter. „Sonſt reicht ja unſer gewöhnliches Repertoire aus."

„Das finde ich eigentlich nicht," meinte Majir. „Beſonders in Tänzen! Zum Beiſpiel, wie viele Walzer von Strauß ſpielen Sie?"

„Von Johann Strauß? Vier!" Er nannte die Titel. „Das iſt doch genug!"

„O nein! Warum ſpielen Sie nicht einige neue von ihm?"

„Weil ich ſie nicht habe. Und Noten zu kaufen und ausſchreiben zu laſſen, koſtet Geld. Nach dem Gehör kann ich ſie doch nicht ſpielen! Und ich habe noch dazu kein ſehr gutes muſikaliſches Gedächtnis."

„So?!" fragte Majir. „Nun, deshalb können Sie doch ein guter Kapellmeiſter ſein! Vielleicht . . . aber ich weiß noch nicht . . ."

Er nickte ihm gütig zu und ging weiter. Mir ſchien's, als hätte dies Geſpräch den Gebeugten merkwürdig erheitert. Und in der That richtete er ſich nach einer Weile tapfer auf und ſagte entſchloſſen:

„Es ſoll geſchehen! Ich komponiere einen Walzer, widme ihn den Fräulein und laſſe ihn hier ſpielen.“

Auf der Nachmittags-Promenade bot ſich den Badegäſten jenes Bild, welches ſie in den erſten Tagen von Majirs Aufenthalt erfreut. Triumphierend ging er neben Anſtaſia einher, Korn folgte betrübt mit dem Vater. Und bald wußte auch alle Welt, welches große künſtleriſche Ereignis das Tanzkränzchen vom nächſten Sonnabend bringen würde.

Dem Begnadeten fällt alles leicht. Am Sonntag hatte ſich Majir zur Kompoſition entſchloſſen und um Notenpapier nach Czernowitz geſchrieben, am Dienstag war es eingetroffen. In der Nacht darauf waren ihn ohne Klavier, ohne jeden anderen Behelf, die Töne aus der Seele aufs Papier gefloſſen, am Mittwoch Morgen zeigte er mir das fertige Opus. Auf dem Titelblatt ſtand:

Der Stern von Lopuſchna.

Walzer,

komponiert

und dem

hochwohlgeborenen Fräulein

Anaſtaſia Bogdanowicz

ehrfurchtsvoll zugeeignet

von

Frantiſek Majir.

op. 327.

„Gefällt Ihnen der Titel?“ fragte er.

„Er könnte nicht beſſer ſein!“ rief ich begeiſtert. „Und dreihundertſechsundzwanzig Werke haben Sie ſchon komponiert?“

„Dreihundertſechsundzwanzig,“ erwiderte er, jede Silbe betonend. „Natürlich die große Oper nicht mitgezählt.“

Er übergab Kupczanko ſein Werk, der ſich ſofort an das Ausſchreiben und Einſtudieren machte. Nie hatte der Kapellmeiſter ſo angeſtrengt gearbeitet und dabei kam er doch aus der Fröhlichkeit gar nicht heraus. Offenbar hatte auch ihn die heitere Anmut der Kompoſition bezaubert. — „Nun,“ fragte ich, als ich ihm begegnete, „iſt der Walzer ein Stümperwerk?“ — „Im Gegenteil!“ rief er, „das reizendſte Ding von der Welt!“ Und dabei lachte er übers ganze Geſicht. — „Alſo haben Sie keinen Zweifel an Majir mehr?“ — „Nicht den geringſten!“ Und wieder das tolle Lachen. Das fiel mir nicht weiter auf. Offenbar ſteckte eben in dem Walzer ein geradezu draſtiſcher Humor. Hingegen ſtimmte es mich bedenklich, daß plötzlich Korn, welcher einige Tage nur noch aus zwei Linien beſtanden, weil er auch das Haupt demütig vorgebeugt trug, wieder die alte Dreizahl aufwies. Faſt ahnte mir für den Sonnabend Schlimmes, denn ich hatte damals bereits ſehr viele Künſtlerbiographien

geleſen und wußte, welche Dornenwege der Genius, namentlich im Beginn, zu wandeln hat. Die Befürchtung war grundlos, im Gegenteil, es wurde einer der reinſten, ſchönſten, erhebendſten Siege des Göttlichen über das Irdiſche, welche ich je mitmachen durfte.

„Der Stern von Lopuſchna“ war als der erſte Walzer des Abends angeſetzt. Als Kupczanko den Taktſtock hob, trat lautloſe Stille ein. Auch trat niemand zum Tanze an, die Spannung war zu groß. Majir ſtand neben der Erkorenen, er war etwas bleich; auch er tanzte nicht.

Die Töne begannen durch den Saal zu fluten, eine liebliche, anmutige, dabei berauſchend fröhliche Weiſe, die einem unwillkürlich das Herz heiter und die Füße beſchwingt machte. Ich war der erſte, welcher der Lockung nicht widerſtand und mit Charlotte dahinflog, andere Paare folgten.

Als die Muſik zu Ende war, geſchah etwas, was ich dieſen neidiſchen Seelen nie zugetraut hätte: man applaudierte, nicht viel, nicht anhaltend, aber doch ſo, daß Kupczanko den Walzer mit Ehren wiederholen konnte. Nun wagte es auch Majir, der bis dahin mit geſenkten Lidern dageſtanden, den Arm um die Holde zu legen und mit ihr dahinzufliegen.

Und nachdem es zu Ende war, wurde abermals

applaudiert, diesmal noch lauter, daß Kupczanko zum drittenmal begann. Nun schwang sich alles mit, was Beine hatte, nur Korn blieb in seiner Ecke. Und endlich wieder ein Händeklatschen, jetzt so laut, daß die Wände dröhnten.

Ja, es war ein schöner Moment, und als ich nun durch den Saal ging, hatte ich meine helle Freude. „Reizend, ganz reizend!“ riefen die Unbefangenen und fügten höchstens bei: „Das hätte man dem Majir nie zugetraut!“ Die Befangenen aber schwiegen oder murmelten höchstens: „Dahinter steckt etwas!“ Fragte man sie aber ernstlich, was sie meinten, oder sagte ihnen: „Ein großes Talent — das steckt dahinter,“ so zuckten sie die Achseln und verstummten.

Einen echten Künstler berauscht auch der Erfolg nicht. Majirs Antlitz wies keinen Triumph. Im Gegenteil, er spähte mit einer gewissen Ängstlichkeit um sich und als ich auf ihn zutrat, um ihm zu gratulieren, schnitt er das Lob kurz ab und flüsterte ängstlich: „Der Korn lächelt immer so merkwürdig!“ In der That — die drei Linien waren heute besonders scharf ausgeprägt und um den Karpfenmund lag ein Zug, der wahrscheinlich Ironie bedeuten sollte.

„Lassen Sie ihn!“ sagte ich. „Er wird bald genug weinen. Sie sind doch mit Stasia einig?“

„Morgen oder übermorgen," erwiderte er, „wenn die Erbſchaftspapiere da ſind."

Am Dienstag früh waren ſie da und am Nachmittag ſchon verbreitete ſich das Gerücht von der Verlobung. Auf der Promenade harrte man geſpannt dem Erſcheinen des Brautpaares entgegen. Aber wohl gingen die beiden nebeneinander, während ſich Korn mit dem Platz an des Vaters Seite begnügen mußte, aber noch nicht Arm in Arm. Noch nicht! Wer ſah, mit welchem Ausdruck der Blick des ſchönen Mädchens auf ihrem Begleiter ruhte, konnte nicht daran zweifeln, daß die Papiere in Ordnung geweſen. Hingegen ſchien Majir ſeltſamerweiſe gedrückt. Das Lächeln, das ſeinen Mund umſpielte, hatte etwas Krampfhaftes und zuweilen wendete er den Kopf, als wollte er erlauſchen, was ſein Feind und Rivale mit dem Vater ſpreche.

Den Grund erfuhr ich am Abend. „Darf man gratulieren?" fragte ich. Da faßte er meine Hand, als wollte er ſich daran klammern. „Geben Sie acht," murmelte er, „morgen erlebe ich was von dem Pillendreher. Er hat eine Intrigue gegen mich geſchmiedet! Sie wiſſen doch: morgen iſt Feſtkränzchen, Kaiſers Geburtstag, da alſo will mir dieſer Menſch was anthun. Er iſt ſchon heute hinter mir hergeſchlichen wie dieſe — ich weiß nicht, wie ſie deutſch heißen, die Weiber, die einen immer verfolgen."

„Deutſch heißen ſie die Eumeniden!“

„Richtig, alſo wie die Miniden hinter dem Römer, der ſeine Mutter geheiratet hat . . .“

„Oreſtes. Eigentlich war es ein Grieche. Aber das iſt doch einerlei. Sie haben doch nicht Ihre Mutter geheiratet?“

„Nein!“

„Oder ſonſt etwas Böſes begangen?“

Er ſeufzte tief auf. „Nein!“

„Warum fürchten Sie ihn alſo? Und woher vermuten Sie, daß er morgen beim Kränzchen einen Streich gegen Sie führen will?“

„Es kann ja nicht anders ſein! Als ich heute auf das Poſtamt gehe, die Papiere zu beheben, ſteht er vor dem Amt auf der Straße und lieſt einen Brief. Wie er mich ſieht, lacht er laut auf und ſagt: ‚Herr Majir, was da ſteht, wird Sie freuen!‘ — ‚Möglich,‘ ſage ich, ‚aber laſſen Sie ſehen!‘ Darauf blickt er mich einen Augenblick unſchlüſſig an und ſagt dann: ‚Herr Majir!‘ ſagt er, ‚wir ſind Nebenbuhler, aber ich habe ſonſt nichts gegen Sie. Glauben Sie, daß ich ein Ehrenmann bin?‘ — ‚O gewiß!‘ ſag ich. — ‚Nun, dann glauben Sie mir auch aufs Wort: wenn Fräulein Staſia dieſen Brief lieſt, ſo wird ſie nicht Ihre Frau!‘ — ‚So, ſo!‘ ſage ich lächelnd. ‚Was ſteht denn

ſo Schreckliches darin?‘ — ‚Glauben Sie’s mir auf’s Wort: nichts Angenehmes für Sie! Verſprechen Sie mir, daß Sie von der Werbung zurücktreten und noch heute abreiſen, und ich gebe Ihnen nicht blos den Brief, ſondern auch mein Ehrenwort dazu, daß niemand etwas vom Inhalt erfährt!‘ — ‚Mit Speck fängt man Mäuſe,‘ ſage ich. — Darauf er: ‚Der Brief iſt von —‘ Da hält er ein und beſinnt ſich. — ‚Nun?‘ frage ich. — ‚Nein,‘ ſagt er. ‚Sie ſind ſehr ſchlau, Sie würden die Sache ſo zu drehen wiſſen, als ob Sie unſchuldig wären. Was Sie ſich eingebrockt haben, ſollen Sie eſſen! Adieu!‘ Und geht. Was ſagen Sie dazu?“

„Empörend! Aber woher wiſſen Sie, daß er gerade beim Kränzchen —“

„Das weiß ich ja von meiner Braut — nämlich, unter uns geſagt, wir ſind ſchon verlobt. Ich habe ſie ſogar ſchon geküßt!“ Sein Antlitz überflog ein tiefer Schatten. „Nämlich, als ich meine Papiere habe, lege ich ſie dem Alten vor und er ruft die Staſia und ſie ſinkt an meine Bruſt und er ſegnet uns. Da klopft es — der Korn! Er ſieht uns an und ſagt dann: ‚Auf ein Wort, Herr Bogdanowicz!‘ Und führt ihn ins Nebenzimmer. Nach einer Weile kommt der Alte zurück und ſagt: ‚Kinder, die Verlobung bleibt vorläufig, bis zum Kränzchen, unter uns.

Erſt in der Ruhepauſe, beim Souper, dürft ihr's ſagen!' — ‚Aber warum?' rufen wir. — ‚Weil ich meine Gründe habe.' — Korn hat ihm nämlich geſagt, daß er bis dahin mit ſolchen Beweiſen gegen mich vortreten wird, daß er mir ſeine Tochter nicht geben kann. Der Alte glaubt ihm zwar nicht ganz, aber er wartet doch. So hat mir die Staſia eben erzählt!"

„Aber was kann es ſein?" rief ich.

„Nichts! Aber wer iſt gegen einen Filet ſicher?"

Was ſollte ich ſagen? Er hatte recht, obwohl es ja deutſch Filou heißt.

Ach, er ſollte auch recht behalten: weiß Gott, wie ſehr! Noch krampft ſich mir das Herz vor Mitleid und ſittlicher Entrüſtung zuſammen, wenn ich daran denke. Und mit einem ſolchen zuſammengekrampften Herzen ſchreibt es ſich ſchwer. Alſo kurz! Nur die Thatſachen und — die Anklage gegen einen ſogenannten berühmten Komponiſten, die ich bereits angekündigt habe.

Es war am 18. Auguſt 1865, abends neun Uhr, im Tanzſaal des Wirtshauſes zu Lopuſchna. Sämtliche Badegäſte waren in ihren beſten Kleidern und mit ihren ſchönſten patriotiſchen Gefühlen erſchienen. Nur Anaſtaſia fehlte. Sie ſei nicht wohl, ſagte ihr Vater dem entſetzten Bräutigam. War Majir ſchon bisher etwas blaß geweſen, ſo wurde er nun vollends grau.

Zur Eröffnung des Balles wurde die Volkshymne geſpielt und geſungen. Dann eine Polonaiſe, und nun — nun erklang wieder die liebliche Weiſe des „Sternes von Lopuſchna.“ Alle Welt tanzte, nur Majir nicht. Ein dröhnendes Beifallsklatſchen und ſtürmiſche Dacapo-Rufe. Den lauteſten Beifall ſpendete Herr Korn. Ich muß ſagen, das gefiel mir nicht. Der Menſch ſoll nicht heucheln, was er nicht empfindet. Der Beifall dauert fort. Aber ſtatt zum Taktſtock zu greifen, zieht Kupczanko ein Papier aus der Bruſttaſche und entfaltet es . . .

„Hört, hört!“ ruft Herr Korn. „Hört, hört!“ rufen andere. Endlich wird es ſtill und Kupczanko beginnt:

„Meine Damen und Herren, ich habe Sie für eine Täuſchung um Entſchuldigung zu bitten, an der ich, freilich unſchuldig, mitgewirkt habe. Heute vor einer Woche übergab mir ein Herr dieſer Geſellſchaft einen angeblich von ihm komponierten Walzer —“

„Angeblich?“ rufen zehn Stimmen zugleich.

„Angeblich, meine Herrſchaften. Natürlich ſtudierte ich ihn ſofort ein. Aber dabei war es mir immer, als hätte ich ihn, hm! — ſchon einmal gehört, als wäre es ein Walzer eines ſehr bekannten Wiener Walzerkomponiſten. Ein Herr ſchrieb an! den Verleger dieſes Komponiſten und legte die Kompoſition bei. Hier die Antwort.“

Er entfaltete das Papier. Bis dahin hatte die rohe Menge gelacht, geſchrieen und auf ihr Opfer mit Fingern gewieſen. Da ſtand Majir und ſuchte ſich verzweiflungsvoll einen Weg durch die Umſtehenden zu bahnen, aber man ließ ihn nicht durch. „Bleiben Sie nur!“ riefen die Barbaren, „der Brief wird Sie intereſſieren!“

„Er iſt auch ganz kurz!“ fuhr Kupczanko fort und las: „Sehr geehrter Herr! Ihre Vermutung iſt richtig. Das mir eingeſendete Manuſkript: ‚Der Stern von Lopuſchna‘ überſchrieben und angeblich von Frantiſek Majir komponiert, iſt eine Abſchrift des in meinem Verlage erſchienenen Walzers: ‚Aus dem Sophienſaal‘ von Johann Strauß. Die Abſchrift unterſcheidet ſich von dem Original nur durch einige Schreibfehler, welche darauf ſchließen laſſen, daß der Plagiator ganz unmuſikaliſch iſt. Ich lege Ihrem Wunſche gemäß ſowohl das Manuſkript als auch einen Abdruck des Straußſchen Walzers bei, wofür Sie mir gefälligſt einen Gulden und achtzig Kreuzer vergüten wollen. Hochachtnngsvoll . . .“

„So, meine Damen und Herren,“ ſchloß er, „nun wiſſen Sie die Wahrheit! Und nun wollen wir den Walzer nochmals ſpielen!“

Ein Beifallsorkan. Die Muſik fällt ein, die Paare

drehen ſich im Tanze. Da erſt gelingt es dem unglücklichen Tondichter zu entfliehen.

Niemand folgte ihm, niemand zweifelte an ſeiner Schuld. Auch ich — es ſoll meine harte aber wohlverdiente Buße ſein, daß ich dies ausſpreche — war von dem Unverſtand der Menge mitgeriſſen und widerſprach nicht, als ſie im Saale die giftigſten Reden gegen ihn führten. Erſt im Morgengrauen, als ich heimging, ergriff mich der Gedanke: „Kann ein Menſch ſo viel lügen?! ... Und wenn dies vielleicht möglich iſt, kann ein ſolches Künſtlerhaar lügen?! ... Der Brief war vielleicht nicht echt ... Vielleicht auch hatte da ein Zufall gewaltet! ... Wie oft begegnen ſich zwei kongeniale Naturen in demſelben Gedanken! ... Wie, wenn Majir unſchuldig litte! Und wenn er dieſe unſchuldig erlittene Schmach nicht ertrüge, wenn er —"

Ich ſtürmte nach dem Hauſe, wo er wohnte. Gottlob, er lebte noch und dachte an keinen unheimlichen Entſchluß. Denn in ſeinem Zimmer ſchimmerte Licht und vor dem Hauſe ſtand ein Fuhrwerk, auf welches der Hausknecht eben Majirs Koffer feſtſchnürte. Einen neuen Koffer mit einer goldenen Lyra darauf. Ach...

Seine Stubenthür ſtand halb offen. Als ich eintrat, packte er eben noch die Waſchſachen in die Handtaſche. Mir ſchien es, als erröte er bei meinem Anblick, vielleicht auch täuſchte ich mich.

Einen Augenblick ſtand ich verlegen da und wußte nicht, wie ich beginnen ſollte. Endlich fiel mir etwas ein, was gewiß keine Taktloſigkeit war. „Guten Morgen," ſagte ich.

„Guten Morgen," erwiderte er.

„Sie reiſen ab?"

„Wie Sie ſehen!"

„Warum?!" Es war mir ſo entfahren, das war ſchon nicht mehr taktvoll, aber nun war's geſchehen.

„Warum!" rief er. „Sie fragen! Und Sie wollen ein Dichter ſein! Ich, Frantiſek Majir, ſoll an einem Orte bleiben, wo man mich ſo behandelt?! Iſt Lopuſchna meiner noch würdig? Ja — oder nein?!"

„Nein!"

„Nun alſo! Darum reiſe ich. Mich ekelt vor dieſer ganzen Geſellſchaft. Und wenn ſie mich auf den Knieen darum bitten würden, ich komme nie mehr her! Mich ekelt vor dieſem Pillendreher und noch mehr vor dieſem elenden Kupczanko. Denn er will ſelbſt ein Künſtler ſein und iſt an einem anderen Künſtler zum Judas geworden. Verſtehen Sie das?"

„Ich verſtehe!"

„Und wiſſen Sie, vor wem mir geradezu graut? Vor dieſer kleinen, dürren, häßlichen, bemalten, alten Perſon! Und wenn ſie jetzt hereinkommt in dieſes

Zimmer da und ſagt: ‚Wenn Sie mich nicht nehmen, ſo gehe ich in den Sereth,‘ ich anworte ihr: ‚Bitte, Fräulein! Nur zu!‘ Sie hat ja kein Herz! Und glauben Sie, daß ſie eine Viertelmillion hat?! Schwindel! — es fehlen 20 000 Gulden daran. Aber geht das mich noch etwas an?!“

„Nein!“

„Aber wiſſen Sie, vor wem mich am meiſten ekelt? Vor dieſem Johann Strauß! So ein elender, heimtückiſcher Ligator!“

„Ligator?!“

„Ja, ja! ein frecher Ligator! Er hat mir ja meinen Walzer geſtohlen!“

„Plagiator . . . Sie glauben, daß Strauß ein Plagiat begangen hat?!“

„Natürlich!“

„Er an Ihnen?“

„An wem ſonſt?! . . . Was machen Sie für ein verdutztes Geſicht?! Glauben Sie vielleicht — ich an ihm?!“

„Behüte! Es kam mir nur ſo — ſo überraſchend . . .“

„O, es wird auch der Welt überraſchend kommen! Glauben Sie, ich werde ſchweigen?! Alles werde ich enthüllen, zu Grunde werde ich ihn richten — und meine Nation wird mir dabei helfen!“

„So alſo erklärt ſich die Sache!“ rief ich. „So

einfach! Aber muß deshalb Strauß ein Plagiator ſein? Vielleicht iſt er es ebenſowenig wie Sie! Wie oft begegnen ſich zwei Künſtler in demſelben muſikaliſchen Gedanken . . .“

„Bis auf die letzte Note gleich?!“ rief er. „Das iſt noch nie vorgekommen, das kann niemand glauben!“

„Aber wie wäre er denn in den Beſitz des Manuſkripts gekommen?“

„Sie haben es ja gehört! Die Lumpen haben mein Werk nach Wien geſchickt an den Verleger. Der lieſt es. ‚Ha, ein Genie! Und ein Czeche! Wenn der bekannt wird, iſt mein Strauß totgeſchlagen!‘ Nimmt ſich einen Fiaker, fährt zum Strauß. ‚Leſen Sie!‘ Der wird gelb und grün vor Neid. ‚Da muß was geſchehen!‘ — ‚Aber was?‘ ſagt der Verleger. Und darauf der Strauß: ‚Es iſt ja noch nicht gedruckt, der Majir iſt noch unbekannt, drucken wir es noch heute als mein Werk und er iſt tot!‘ Und ſo haben ſie es gemacht!“

„Schändlich!“ rief ich. „Und wie wollen Sie es beweiſen?“

„Mit Hilfe meiner Nation!“ Er reichte mir die Hand, beſtieg den Wagen und verließ das undankbare Lopuſchna.

Seither ſind an dreißig Jahre vergangen. Johann Strauß iſt immer berühmter geworden, nun auch als Opernkomponiſt. Von Majir hat die Welt nichts mehr

gehört. Meine Lage bei dieſer Enthüllung und Anklage iſt alſo die denkbar ungünſtigſte. Aber ich ſagte ſchon, es muß ſein.

Warum Majir ſchwieg, iſt eine traurige, aber kurze Geſchichte: weil ſeine Kraft gebrochen war.

Der tapfere Entſchluß jener Nacht war gewiſſermaßen das letzte Aufflammen ſeiner Künſtlerſeele. Er wagte den Kampf nicht aufzunehmen, weil er um ſich nur Hohn und Neid ſah. Mich ausgenommen, glaubte kein Menſch in Czernowitz mehr, daß er ein Tondichter ſei. Und vollends hielt, mich ausgenommen, niemand den gefeierten Strauß für einen Plagiator an Majir. Man lachte ihm ins Geſicht, wenn er davon ſprach. Auch ich wurde deshalb viel verhöhnt. Man ſagte mir, „Aus dem Sophienſaal“ ſei ſchon im Faſching 1865 erſchienen und — „Frantiſek Majir contra Johann Strauß,“ das gab den Ausſchlag, der Unberühmte war und blieb das Opfer.

Auch ſeine Nation half Majir nicht, wahrſcheinlich aus denſelben Gründen. Da erkannte er, daß ſie ſeiner nicht würdig ſei, und ſagte ſich von ihr los. Er legte die blau-weiß-roten Sommerröcke ab, und im Winter verſchwand mit dem Schnürrock auch die Pelzmütze à la Huß. Er ſchaffte ſich ganz gewöhnliche Kleider an. Noch mehr, nach einem Jahre ließ er ſich das Haar

kurz ſcheren und nach zwei Jahren ſtand auf ſeinen Viſitkarten nicht mehr „Frantiſek Majir," ſondern „Franz Mayer." Fragte man ihn nun, welcher Nationalität er ſei, ſo erwiderte er: „Ich bin ein Geſchäftsmann!" und wer die Rede auf ſeine Kompoſitionen brachte, dem lief er davon. Kurz, er wurde ein Alltagsmenſch, der höchſtens im Eiſenhandel und namentlich in der Kunſt, den Bauern um teures Geld ſchlechte Senſen zu verkaufen, Hervorragendes leiſtete.

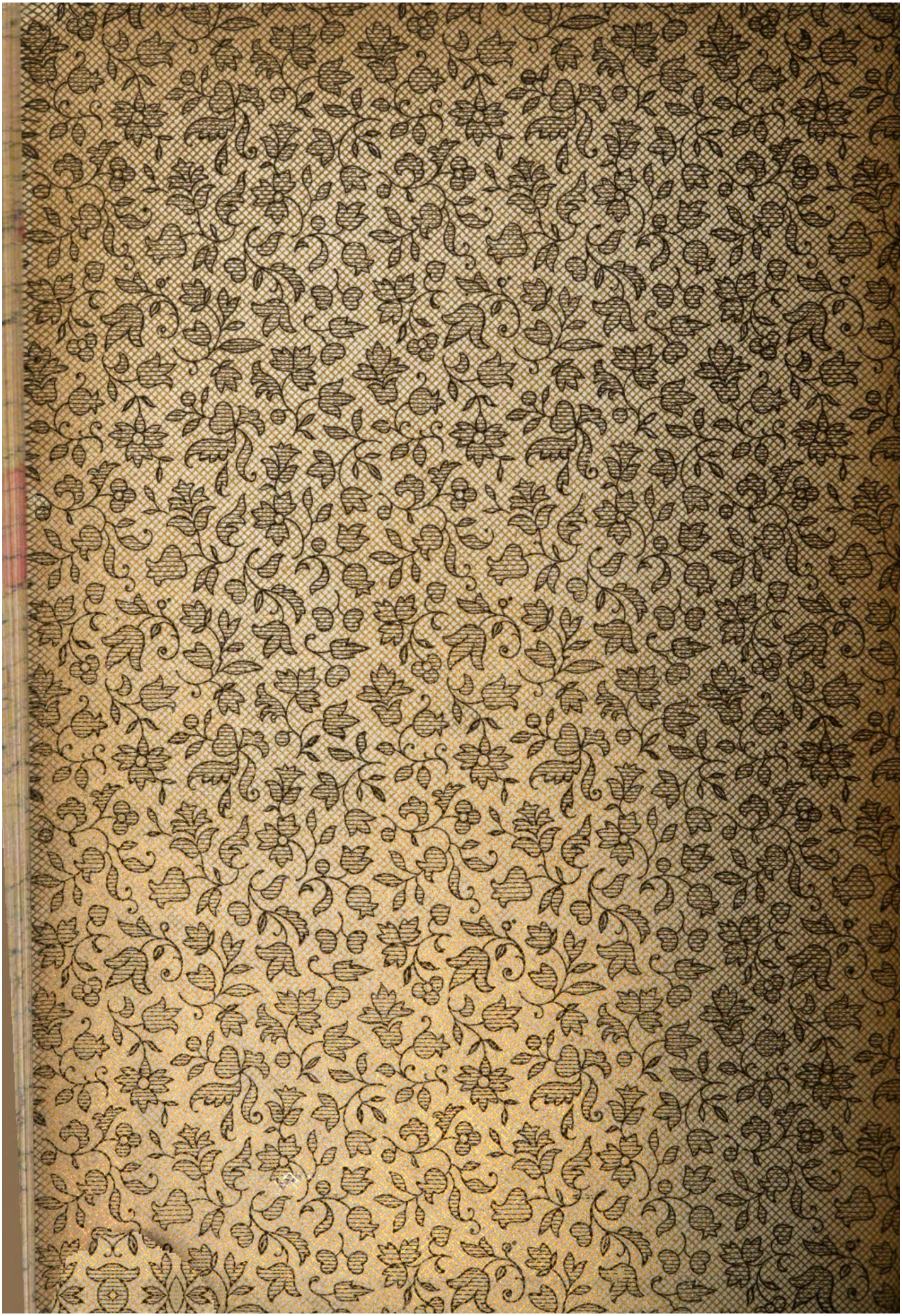
Dieſe Kunſt trieb er lange. Jetzt, wo er es nicht mehr nötig hat, hält er einen Geſchäftsführer. In ſeinen Mußeſtunden ſpielt er Tarock und erzieht ſeine Kinder. Er hat vier Jahre nach jenen Sommertagen geheiratet, wo der „Stern von Lopuſchna" aufgeflammt und zerſtoben. Seine Erwählte war ſchön wie Anaſtaſia, ſogar noch ein wenig gereifter, aber bei ihr fehlte nichts zur Viertelmillion, und ihr Vater konnte nicht ſtören, denn er war kein entlaſſener Zuchthäusler, ſondern in der Strafanſtalt geſtorben.

Anaſtaſia aber lebt noch, unvermählt und einſam. Die Sache mit Herrn Korn zerſchlug ſich, und zwar, wie es heißt, der fehlenden Zwanzigtauſend wegen. Und darnach fand ſich kein anderer mehr. So iſt das herzloſe Geſchöpf von einer gerechten Strafe heimgeſucht worden.

Johann Strauß aber iſt bisher ſtraflos ausgegangen.

Ich jedoch meine, daß es nicht ſo bleiben kann, und habe darum jene böſe That ſeiner Jugend enthüllt. Nur aus Rechtsgefühl; Majir-Mayer weiß nicht davon. Ich wußte ja, hätte ich ihm von meiner Abſicht geſchrieben, er wäre dagegen geweſen. Entſchieden dagegen. Der gebrochene Mann hat entſagt, vielleicht ſogar vergeben und verziehen. Er hätte mich ſogar angefleht, zu ſchweigen. Und da ich das nicht kann, ſo habe ich ihn nicht erſt gefragt.

Wird man mir meine Anklage glauben? Ich hoffe es. Die Stimme der innerſten Überzeugung hat einen Klang, dem man ſich ſchwer entziehen kann. Man wird mir glauben, ganz ebenſo wie ich Majir vor dreißig Jahren geglaubt habe.

Ende.

Adolf Nieſe, Saalfeld i. Th.